Yt 94 000

Die Sonette.

Luſtſpiel in einem Akt

von

Willibald Alexis.

Personen.

Julie,
Auguste, Wittwe, } Mitglieder einer Schauspielertruppe.
Cecil,

Der Baron.
Cleanth.
Mehlbär.
Hannchen, Juliens Kammermädchen.
Gerichtsdiener.

(Elegantes Zimmer, hinten mit zwei Ausgängen. Im Vordergrunde auf der einen Seite Sopha, Stühle, runder Theetiſch mit Thee-Service und Blumen, auf der andern ein Glasſchrank.)

Erſter Auftritt.

Julie. Cleanth. Hannchen, (an der Seite warrend.)

Julie.

So eilig wieder fort? Kaum ſind Sie angelangt,
Kaum hab' ich Ihnen ſchon aus Herzensgrund gedankt.

Cleanth.

Ein dringendes Geſchäft —

Julie.

An meinem Wiegenfeſte
Iſt mir der erſte auch der liebſte meiner Gäſte.
Sie überraſchten mich.

Cleanth.

Ich kam vielleicht zu früh,
Vergebung, Theuerſte!

Julie.

So ſah ich Sie noch nie;
Sie zittern — bläß und roth —

Hannchen (bei Seite).

Vielleicht ein Schnupfenfieber.

Cleanth.

Ein kleiner Schwindel nur — und ſchnell iſt es vorüber.

Julie.

Adolph! Sie bleiben nicht?

Cleanth.

Adolph? — War's wirklich so? —
Adolph? — Klang so der Laut, der Deinem Mund entfloh?
Du scheinst so mild und sanft, wie ich Dich nie gesehen,
Dein Blick ist Güte nur, Dein Auge winkt dem Flehen:
Noch einmal wiederhol' das Wort, daß ich es glaub'.

Julie.

Adolph!

Hannchen (bei Seite).

Versteht er's nicht, sind beide Ohren taub.

Cleanth (ergreift ihre Hand).

Du liebst mich, Julie, sprich, und Adolph dürfte hoffen?

Julie.

Wer spricht vom Vordersatz? —

Hannchen (bei Seite).

Sie selbst, und ziemlich offen.

Cleanth.

O Julie, sprich es aus — Wirf ab den falschen Schein,
Den spröden Scherz, den Spott, die losen Neckerei'n.
Du bist, Du spielst sie nicht, Ophelie, Julie, Klärchen,
In's Leben wandle um das schöne Bühnenmährchen.

(kniet, ihre Hand küssend.)

Hannchen (tritt mit der Zeitung vor).

Die Zeitung bring' ich hier, und draußen Herrn Cecil.

Cleanth (springt auf).

Verwünscht, warum grad jetzt!

Julie.

Was nur der Läst'ge will?

Hannchen.

Schon lange wartet er, doch wollt' ich hier nicht stören —

Julie.

Leg' mir die Zeitung hin, ich mag nichts von ihm hören.

Hannchen.

Er kommt als Gratulant —

Julie.

Nun gut, so laß ihn ein.

(Hannchen holt Cecil herein.)

Cleanth.

Doch mir, eil' ich hinweg, wird Julie verzeihn.
Zu voll ist jetzt mein Herz, es ruhig zu ertragen,
Zu sprechen viel und doch so wenig nur zu sagen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Cecil (mit einem großen Blumenſtrauß).

Julie
(ſetzt ſich wieder auf den Sopha, in verändertem Tone zu Cleanth).
Nichts Neues, Herr Cleanth, bei Hof nichts von Bedeutung?

Cleanth.
Ich weiß nicht — in der That. — Dort liegt ja ſchon die Zeitung,
Vielleicht — doch Julie ſelbſt wird leſen —

Julie.
Nun Adieu,
Und ich erwarte Sie beſtimmt zum Dejeuné.

Cleanth (drückt Hannchens Hand).
Wie Du es Julien biſt, ſo ſey auch mir Vertraute.

Hannchen.
Verloren gehn bei mir niemals ſo goldne Laute.

Cecil (zieht den abgehenden Cleanth bei Seite).
Steht etwas, Herr Cleanth, heut auf dem Löſchpapier?
Sie ſpielten ſo drauf an —

Cleanth.
Nur ein Sonett von mir,
Ich denk' es wenigſtens; noch las ich nicht die Zeitung.

Cecil.
Auf ſie?

Cleanth.
Wen ſonſt? Doch ſtumm ſind Sie von dieſer Zeitung!

Cecil.
Stumm bin ich wie ein Fiſch. (für ſich) Er ein Sonnett und ich,
Macht Summa zwei, und meins — verſchweig' ich ſicherlich.
(Cleanth ab.)

Dritter Auftritt.

Vorige ohne Cleanth.

Julie.
Wie! ſeh' ich recht, Cecil? — Cecil iſt fehl gegangen;
Die Glückliche wohnt dort, nach der Sie hin verlangen.
Auguſte heiß' ich nicht, ich heiße Julie nur;
Wie kam ſolch kluger Mann ſo ganz auf falſche Spur?

Cecil.
O wüßten Sie von ihr —

Julie.

Spielt sie noch fort die Sprödе?
Wie, oder ist sie gar, — das gute Kind! — noch blödе?
Mit ihrem ersten Mann trieb sie es etwas dreist,
Allein sie fürchtet sich vor solchem klugen Geist.
Doch Muth, mein Herr Cecil, auf! trotzen Sie den Körben,
Um solche reiche Frau lohnt es sich schon zu werben.
Kurzum, was wünschen Sie?

Cecil.

Dir, aller Blumen Blum',
Der Blumen Königin im süßen Blumenthum,
An Deinem Blumenfest in Deinem Blumengarten
Als Dein getreuer Knecht mit Blumen aufzuwarten.

Julie.

Ich bitte unverblümt, was führte Sie hierher?

Cecil.

Holdsel'ge Julia, ich komm' als Regisseur.
Dein Wochen-Repertoir bring' ich gehüllt in Rosen,
Daß Amoretten hier mit Rosen mögen kosen.

Julie

(nimmt das Repertoir aus dem dargereichten Bouquet und liest).

Ei! schöne Rollen bringt das artige Bouquet —

Cecil (für sich).

So las sie es noch nicht — mein artiges Sonett!

Julie (im Lesen).

Rosine spiele ich — dann Klärchen, dann Marianen.

Cecil (für sich).

Die Aermste will noch nichts von ihrem Unglück ahnen.

Julie.

Rosine, meint man, sey geschrieben wie für mich.

Cecil.

So spricht man allgemein. (für sich) Auf Kohlen stehe ich.

Julie.

Ich danke, Herr Cecil, für diese Artigkeiten —

Cecil (für sich).

Ja wenn sie wüßte erst —

Julie.

Sind einst gelegne Zeiten,
So rechnen Sie auf mich —

Cecil (für sich).

Kratzt sie das Aug' mir aus.

Julie.

Seit lange sah' ich nicht wie gestern voll das Haus.
Sie haben mitgespielt, und wie gefiel ich Ihnen,
Herr Intriguant?

Cecil.

Du warſt: Roſine der Roſinen.

Julie.

Zwar iſt's ein altes Stück: Der Bauer und Juriſt,
Doch lieb' ich's, weil man ſtets des Beifalls ſicher iſt.

Cecil.

Ja wenn die Zeitung nicht —

Julie.

Was ſoll denn die hier paſſen?
Sie ſcheinen ſehr zerſtreut. — (zu Hannchen) Reich' eine von den Taſſen!
Nichts Neues, Herr Cecil? — Er iſt ſchon kalt, der Thee;
Ich ſehe doch auch Sie gewiß zum Dejeuné.

(Cecil verbeugt ſich.)

Julie.

„Und ſtumm verneigt er ſich.“ — Cecil, ich kann's nicht faſſen,
Wär's wirklich? Hätt' im Ernſt Auguſte Sie verlaſſen?
Ja, ſäh' die Gute Sie als Gratulant hier ſtehn,
Dann wär's um Hymens Band im Augenblick geſchehn.
Nicht übel iſt die Frau, auch reich, das iſt wohl richtig,
Doch wegen Beidem auch entſetzlich eiferſüchtig.
Drum ſeyn Sie auf der Huth! — Ach! à propos, Cecil,
Iſt's von Verkauf und Pacht der Bühne wieder ſtill?

Cecil.

Im Gegentheil.

Julie.

Was ward vom weiſen Rath beſchloſſen?

Cecil.

Uns zu verpachten nur.

Julie.

Erſtaunlich gnäd'ge Poſſen!
Ob ſtückweis Mann für Mann? — Ob Alle, Mann und Maus?

Cecil.

Zuſammen Herr'n und Frau'n und das Komödienhaus.
Schon manch Gebot ging ein.

Julie.

Und auch von zwei Bewußten —
Sie bieten, weiß ich, Witz, — und Geld kommt von Auguſten.
Viel Glück zum Wageſtück, und meine arme Kunſt
Empfehl' ich demuthsvoll des Herrn Direktors Gunſt.

(ſteht auf, und winkt der Kammerjungfer zum Fortgehn.)

Hannchen.

Nehm' ich die Zeitung mit?

Julie.

Lies mir bei der Toilette,
Was wichtig iſt, draus vor.

Hannchen (für ſich).

Das ſind nur die Sonette!

(Beide ab; Cecil begleitet ſie bis zur Thüre und kehrt dann zurück.)

Vierter Auftritt.

Cecil (allein).

Hübſch, witzig, ſchnippiſch, fein, ganz von der Hexenzunft;
Ich ſtände nicht für mich, wär' ich nicht ganz Vernunft.
Daß ich das hübſche Kind ſo arg beſchimpfen mußte! —
Doch gelten kommt vom Geld, und Geld hat nur Auguſte.
Sie lieben Beide ſich — innig wie Katz' und Maus —
Tritt Julie in die Thür, läuft Guſtchen ſchnell hinaus;
Sie iſt ihr ſpinnenfeind, auf mich, ich muß geſtehen,
Will meiner Schönſten Haß durchaus nicht übergehen.
Ich küßte beide gern, allein die leid'ge Welt, —
Auguſtens Eiferſucht — ach! — und Auguſtens Geld!
Die Noth, ſie zwang zum Sturm, ich mußte was erſinnen,
'Nen Coup en gros, die Gunſt der Spröden zu gewinnen.

(ſchleicht ſich zur Thür und horcht.)

Noch iſt es ſtill! — Sie putzt ſich in dem Kabinet;
Verwünſcht, ſo hör' ich nichts von meinem Prachtſonnett.

(zieht die Zeitung heraus.)

Fand denn Cleanths Sonett Platz in derſelben Zeitung? —
Wahrhaftig hier — ach Gott — das iſt nicht von Bedeutung —
Das iſt nicht kalt, nicht warm, nichts iſt darin piquant,
Sonette lernen Sie von mir, mein Herr Cleanth.
Und glaubt der Herr Poet denn, daß man Verſe leſe,
Die hinten ſtehn verſteckt bei Auſtern und beim Käſe?
Wie prächtig mein Sonett dagegen jedermann
Gleich in die Augen fällt, wenn er nur leſen kann.

„An Julien als Roſine."

„Wer ſetzt dem wilden Beifall eine Schranke?
„Wer macht Euch ſtumm, Ihr übermüth'gen Schreier?
„Links klatſchen vor die Schaaren Deiner Freier,
„Und Freibillettler an der rechten Flanke.

„Wie das Parterre auch hin und wieder ſchwanke
„Entzückt, erſcheinſt Du mit dem Korb voll Eier —
„Hol' ſie, hol' Dich, Herrn Geier ſelbſt der Geier,
„An Kunſt iſt ja bei Dir nicht ein Gedanke!

„Mir ſollſt Du meinen krit'ſchen Sinn nicht rauben,
„Nur welk, nicht ſüß, erſcheinſt Du mir, Roſine,
„Den Rezenſenten fängt nicht Weiberliſt!

„Trag' Lorbeer-Kränze, trage florne Hauben,
„Du ſcheinſt und bleibſt doch eine dumme Trine,
„Erträglich nur, weil Du nicht häßlich biſt."

Grob, falſch und bitterbös — daß kein Verdacht entſteht,
Hab' ich Herrn Geier auch, den ich geſpielt, geſchmäht.
Für jeden Witzbold iſt es ein gefund'ner Biſſen!
Cecil, ich küßte Dich, wenn man ſich könnte küſſen.
Nur vierzehn Zeilen ſind's — Kind aus Fortunens Schooß,
Du machſt mich groß und reich, ich zog das große Loos!
(küßt die Zeitung.)

Fünfter Auftritt.

Cecil. Mehlbär.

Mehlbär
(iſt hereingeſchlichen. Er hat die letzten Worte gehört, und klopft Cecil jetzt auf die Schulter, daß dieſer zuſammenſchrickt).
Alſo das große Loos?

Cecil.
Ganz falſch, Sie ſind betrogen.

Mehlbär.
Was mich das immer rührt, ſobald's ein Freund gezogen,
Zumal von denen hier —
(zieht ein Taſchenbuch heraus.)

Cecil.
Sie haben ſich geirrt.

Mehlbär.
Ei nicht doch, Herr Cecil, an jedem Morgen wird
Sub rubro: „Freund N. N." hier ſauber aufgeführet,
Was in der Nacht zuvor mit Kreide annotiret.
(blättert.)
Ein liebes Stammbuch iſt's, — Sie kommen — nur Geduld —
Fünfhundert Gulden! — hier! — die zugeſprochne Schuld.

Cecil.
Das hab' ich ſchwarz auf weiß.
Mehlbär.
Doch ich noch keinen Heller. —
Hier kommt die neue Zech: — Champagner — Muskateller —
Das iſt der Moſelwein von ultimo Auguſt
Bis heut, macht, gut ſummirt, dreihundert Gulden juſt.
Zufällig trag' ich grad' die Rechnung in der Taſche,
Und bin gewiß, es ward —
Cecil (ſie fortreißend).
Vergeſſen keine Flaſche —
Mehlbär.
Was billig nur! Und ſchnell zu zahlen bitt' ich Sie.
Cecil.
Wovon? Aus Luft und Wind?
Mehlbär.
Nur aus der Lotterie.
Cecil.
Herr! ich gewann ja nicht —
Mehlbär.
Sie ſprachen —
Cecil.
War Fiction, Herr!
Mehlbär.
Wie auch mein Herz ſich ſträubt — ſo kommt Exekution, Herr!
Cecil.
Die letzte Schnalle liegt ſchon unterm Siegel feſt;
Was giebt's für Sie noch?
Mehlbär.
Sie!
Cecil.
Wie? Perſonalarreſt? —
Mehlbär.
Zu dienen, Herr Cecil!
Cecil.
Mich ſetzen, mich, Leerätherl
Den Künſtler in Perſon?
Mehlbär.
Ja, keinen Stellvertreter.
Cecil.
Auf Seiner Durchlaucht Wunſch ward ich hier engagirt,
Sie wiſſen, wie mein Spiel den Grafen int'reſſirt.
Mehlbär.
Niemand kann mehr dabei als ich mich int'reſſiren,
Ich denke Kapital und Zins von abzuführen.

Cecil.

Von meinem Spiel im Thurm?

Mehlbär.

So oft Sie trifft die Reih',
Bringt man Sie wohl bewacht aus Ihrem Thurm herbei.

Cecil.

Barbar! Die Kunſt iſt todt, hört ſie mit Ketten ſchütteln.
Man preßt kein Wort mir aus —

Mehlbär.

Thut nichts, man weiß von Mitteln.

Cecil (für ſich).

Verdammt, daß grade jetzt —! — Der Kerl hält ſicher Wort.
(laut) Herr Mehlbär, nur noch Eins: Wann führen Sie mich fort?

Mehlbär.

Wenn Sie es wünſchen, gleich! — (greift in die Taſche) Verſehn mit den Mandaten —

Cecil.

Menſch, gilt bei Dir Vernunft, nur heut' mich nicht verrathen!

Mehlbär.

Der Menſch vielleicht ſagt Ja, doch die Vernunft ſagt Nein.
Menſch, folge der Vernunft: — ich ſperr' Sie heute ein.

Cecil.

Ja ſagt auch die Vernunft. Sie wiſſen ohne Zweifel,
Ich ſteh' auf Freiers Fuß.

Mehlbär.

Ja, mit 'nem kleinen Teufel.

Cecil.

Das kümmert mich, nicht Sie. — Und wär's ein Satan gleich,
Iſt hoch die Gage doch, auch iſt ſie ſchön und reich.

Mehlbär.

Der Sel'ge ſparte was, daran iſt nicht zu zweifeln,
Doch munkelt's, ſie ſey ſpröd', und voll von Hochmuthsteufeln.

Cecil.

Doch heut gewinn ich ſie. — Ich legte Minen an,
Daß ſich die Feſtung kaum bis Mittag halten kann.
Auguſtens Herz und Hand, — ſind Frauen anders Frauen —
Ergiebt ſich mir voll Luſt, — mehr darf ich nicht vertrauen.
Nur Friſt bis Mittag, Herr —

Mehlbär.

Bis Zwölf, Eins, oder Zwei?

Cecil.

Mir gleich.

Mehlbär.
Bis Eins denn sey's; doch nur aub Obacht frei!
Cecil.
Doch wird davon kein Wort Augusten ausgeplaudert.
Mehlbär.
Wie, wenn die reiche Frau nun mit dem Baaren zaudert?
Zwar liebt ein christlich Weib vor Allem den Gemahl,
Doch eine kluge Frau weit mehr ihr Kapital.
Cecil (mit vernehmem Air sich niederlassend).
Gilt's Ehre, wird sie nie ihr Geld dem Gatten weigern.
Sie wissen, daß man jetzt die Bühne will versteigern,
Ich bin der Mann dazu —
Mehlbär.
Dann krieg' ich erst mein Geld?
Cecil.
Wann ich Direktor bin.
Mehlbär (sucht in seinen Papieren).
Dann wär' ich recht geprellt.
Bedaure, ist zu spät. — Ja, wären Sie in Zeiten —
Cecil (rasch).
Wie? —
Mehlbär.
Zugeschlagen! —
Cecil.
Wem?
Mehlbär.
Nur meinen Wenigkeiten.
Cecil.
Sie scherzen?
Mehlbär.
Voller Ernst!
Cecil.
Noch vor zwei Jahren Koch,
Weinschenk bis gestern Nacht —
Mehlbär.
Und bin Direktor doch! —
(reicht ihm ein Papier hin.)
Cecil.
Ich wünscht', ich wäre blind, — der Rath hat eingewilligt,
Und unsre Direktion 'nem Esel zugebilligt.
Mensch, der von Poesie, von Kunst und von Talent,
Ja von Routine selbst —
Mehlbär.
Kein Sterbenswörtchen kennt.

Cecil.

Und Ihre Abſicht iſt?

Mehlbär.

Etwas zu profitiren,
Da ſich mein Straßenkoth-Projekt nicht will rentiren.

Cecil.

O Muſe, thör'ger Wahn! Sie ſteuern zum Bankrott.
Und wie erzwingen Sie den Vortheil, Ihren Gott?

Mehlbär.

Durch Reductionen geht's.

Cecil.

Wohlan, mit welchen Mitteln?

Mehlbär.

Nur dividiren braucht's, die Gage zu verdrittein.

Cecil.

Die Straße zum Ruin; ein Feind, der's Ihnen rieth.

Mehlbär.

Mag ſo bei Andern ſeyn, bei mir führt's zum Profit.

Cecil.

Wir gehen Alle ab!

Mehlbär.

Die hier im Buche bleiben!

Cecil.

Dann iſt Ihr ganz Projekt?

Mehlbär.

Die Schulden einzutreiben.
Zur Deckung meiner Schuld zieh' ich ein Drittel ein,
Das zweite ſtreiche ich, das dritte zahl' ich rein.
Da nun das Perſonal geſammt hier eingeſchrieben,
Hab' ich die Zuverſicht, daß Alle mir geblieben.

Cecil.

Das tödtet alle Kunſt!

Mehlbär.

Was geht die Kunſt mich an?

Cecil.

Und Sie erröthen nicht?

Mehlbär.

Ich bin ein deutſcher Mann.

Cecil.

Des Künſtlers Gluth erfriert!

Mehlbär.

Ich kauf' bengaliſch Feuer.

Cecil.

Und blaues Feuer gnügt?

Mehlbär.
Auch rothes; iſt noch neuer!
Cecil.
Kein Künſtler ſpielt als Gaſt.
Mehlbär.
Da ſpar' ich noch zuletzt.
Cecil.
Von Menſchen engagirt —
Mehlbär.
Sind Nebenſachen jetzt!
Cecil.
Bei Ihnen Niemand ſich!
Mehlbär.
Werd' ich's mit Thieren zwingen!
Cecil.
Wie, ſtatt des Intriguant?
Mehlbär.
Laß ich 'nen Affen ſpringen!
Cecil.
Ein Held im Zorne lockt!
Mehlbär.
Noch mehr ein Elephant!
Cecil.
Liebhaber gehen aus!
Mehlbär.
Auch Pferde ſind galant!
Cecil.
Gutherz'ge Polterer?
Mehlbär.
Giebt's Hunde, Eſel ferner.
Cecil.
Wie reichten Frauen zu?
Mehlbär.
Die Elſtern ſind moderner.
Cecil.
Kein Manuſcript geht ein —
Mehlbär.
Man wartet auf den Druck.
Cecil.
Doch vieles druckt man nie!
Mehlbär.
Wir haben ſchon genug.
Cecil.
Doch Neues will man auch!

Mehlbär.

Ja, Dekorationen!

Cecil.

Und wollen Sie gleich uns die Göttin Julie lohnen?
Ihr Name füllt das Haus!

Mehlbär.

Ich spekulirte schon!

Cecil.

Man gönnt zwei Drittel ihr?

Mehlbär.

Vielleicht geht's ganz darohn.

Sechster Auftritt.

Vorige. Julie, im leichten weißen Morgenkleide, eilt herein, ohne die Anwesenden zu beachten, und wirft sich auf den Sopha nieder. Kammerjungfer folgt.

Cecil.

Da ist sie selbst!

Mehlbär.

Sie weint.

Cecil (für sich).

Mein Pflaster hat gezogen!

Julie.

So was ist nie gedruckt — mehr ist's, als ungezogen! —
Mit meiner Kunst ist's aus! — Darf man so auf mich schmähn,
Soll man mich nimmermehr auf unsrer Bühne sehn.
Ein jedes Wort ist Gift — und zum Geburtstag grade
Scheint's aufgespart und ausgeschüttet ohne Gnade.
Vernichten will man mich —

Mehlbär.

Was giebt es, wenn man darf —

Hannchen.

Hier, lesen Sie die Schmach!

Julie.

So bitter und so scharf!

Mehlbär (liest).

'S ist eine Rezension!

Cecil.

Und eine von den bösen.

Mehlbär.

Sie kennen sie wohl schon?

Cecil.

Hab' sie noch nicht gelesen!

Mehlbär.
Kaum blickten Sie hinein, das heiß' ich rathen gut.
Cecil.
Weil's ein Sonnett iſt nur. (für ſich) Cecil, ſey auf der Huth!
Mehlbär (leſend).
Der böſe Rezenſent —
Cecil.
Wie wollen Sie ſich retten,
Schreibt er einſt gegen Sie?
Mehlbär.
Vom Hals, mit Freibilletten!
Julie.
Sonſt ward ich nur gelobt — und nun mit einem Schlag
Soll ich zu Grunde gehn an meinem frohſten Tag. —
Wie bebte das Parterr', als ich Roſinen ſpielte,
Indeß der Böſewicht mir nach dem Leben zielte. —
Die Freunde, Stadt und Hof — es wandert das Pasquill
Aus Hand in Hand, — man lacht —
Hannchen (unterbricht ſie, beide Herren präſentirend).
Herr Mehlbär und Cecil!
Julie.
Mich zu verhöhnen wohl? — Kind, ich will Niemand ſehen —
Wenn das Auguſte lieſt — wenn ſie heut um mich ſtehen —
Nein — heut noch reiſ' ich fort —
Mehlbär.
Injurien, Demoiſell —
Julie (zu Hannchen).
Zum Redakteur! — er ſoll den Menſchen nennen — ſchnell —
Droh', oder biete Gold! — Ich bitte, Platz zu nehmen.
Mehlbär
(ſetzt ſich neben ſie auf das Sopha. Hannchen geht hinaus).
Ihm koſtet's ſchweres Geld — weshalb darum ſich grämen?
Ich ſelbſt verklage ihn —
Julie (ihn verwundert anſehend).
Und deshalb kamen Sie? —
Sie ſind geputzt, friſirt, — halb Petitmaitre, wie?
Mehlbär.
Wo ſolcher Blick mir lacht —
Julie.
Was? Mehlbär wird ein Fäntchen!
Mehlbär (ergreift ihre Hand zum Kuſſe).
Gerührt —
Julie.
Sind Sie nicht klug?

Mehlbär.

Und ich — Wohl iſt's ein zartes Händchen,

Julie.

'S iſt nur 'ne Hand, kein Wechſel ſteht darauf.

Mehlbär.

Doch vieles klebt daran. — O ſelig, wer durch Kauf
Solch eine Hand erſteht!

Julie.

Fort mit den Narrenspoſſen!

Mehlbär.

Verehrte Demoiſell, ich bin im Ernſt entſchloſſen —
(rutſcht vom Sopha herab und ihr zu Füßen.)

Julie (ſpringt auf).

Zu Hülfe, er iſt toll!

Mehlbär.

Nur von dem Pfeil geſchoſſen.
Erlauben Sie, daß ich —

Julie.

Sie irr'n, ich bin nicht reich.

Mehlbär.

Nur wieder aufſtehn kann, dann macht ſich Alles gleich.
(Julie winkt ihm. Beide ſtehn.)

Julie.

Es ſcheint Ihr voller Ernſt, und doch geſteh' ich offen,
Ich weiß nicht, kann ein Mann, wie Sie, nur irgend hoffen? —

Mehlbär (reicht ein Papier).

Hier iſt —

Julie.

Ein Eh'kontrakt?

Mehlbär.

Ich handle ſtets reell.

Julie (leſend).

Die Kleidung hätt' ich frei —

Mehlbär.

Ja, werthe Demoiſell!

Julie.

Von meiner Gage braucht' ich kaum ein Sechſtel jährlich.

Mehlbär.

Das heißt zum Nadelgeld — ich hoffe mehr doch ſchwerlich? —

Julie.

Wär' es ſo komiſch nicht, fänd' ich es abgeſchmackt.
Woher die Dreiſtigkeit? —

Mehlbär.

Steht Alles im Kontrakt.

Julie.

Wie? leſ' ich recht, Sie ſind —

Cecil.

Direktor!

Julie.

Himmel, Ihnen —

Cecil.

Schlug man aufs Meiſtgebot die Bretter zu!

Mehlbär.

Zu dienen!

Julie.

Dann wird Auguſte nicht die Directrice?

Mehlbär.

Nein!
Sobald ſie ihre Hand mir reicht, wird's Julie ſeyn.

Julie.

Sie ſtehn ſo lange ſchon.

Hannchen (kommt zurück).

Der Redakteur läßt ſagen,
Die ganze Stadt ließ' ſchon nach dem Verfaſſer fragen;
Er nannt' ihn Nonymus, und meint', er wüßt' es nicht.

Mehlbär.

Faß' ich den Nonymus, ſchlepp' ich ihn vor's Gericht.

Julie.

Allein die Schrift?

Hannchen.

Die weiß er nicht, wo ſie geblieben.

Cecil (für ſich).

Weil ſchnell die Dinte löſcht, mit der ich's aufgeſchrieben.

Julie (wirft ſich auf den Sopha nieder).

Ein ſchändliches Komplott! Man ziſcht, man pocht mich aus,
Tret' ich jetzt wieder auf.

Mehlbär.

Das macht ein volles Haus!

Julie.

Sie ſind impertinent! — Aus iſt's mit meinem Namen!

Mehlbär.

Mein Name ſteht zu Dienſt!

Cecil.

Auch meiner, Stolz der Damen!

Julie.

Nie, nie, nur wer mich rächt, hat Recht auf mich.

Mehlbär.

Charmant!

Cecil (zu Hannchen).
Zu sparen ihr Gehalt, wirbt er um ihre Hand.

Hannchen.
Wer mag auch Knickern wohl, und sich um's Geld bedenken,
Wirbt er um Blick und Kuß. — Sie wollten mir was schenken? —

Cecil.
Ja, Kind, 'nen Kuß. —

Hannchen.
Davon hab' ich bereits zum Ueberfluß;
Nein, Geld!

Cecil (sucht in den Taschen).
Ein andermal!

Hannchen (reißt sich von ihm los).
Ein andermal den Kuß!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Der Baron (fliegt herein und küßt Juliens Hand).

Baron.
Ach meine Göttliche — und mußte dies geschehen! —
Wir können sehn die Schmach und können ruhig stehen! —
So früh es schicklich, trieb die Ungeduld mich aus,
Ich flog, erzählte, frug, die Stadt von Haus zu Haus,
Und jeder wußt' es schon, — ich mochte mich bewegen,
Wohin es war, scholl mir's: „Sie lasen schon?" entgegen.
Man spricht nur vom Sonett —

Julie.
So ward ich doch geliebt!

Baron.
Wie? — Hin Ihr Lebensmuth?

Julie.
Sie sehn mich tief betrübt.

Baron.
Que diable!

Julie.
Ja, Baron!

Baron.
Sie scheinen nicht zu wissen —

Julie.
Zu viel!

Baron.
Von Ihrem Glück?

Julie.

Von meinen Kümmerniſſen!

Baron.

Und wär' es möglich? Ich? — Sie wiſſen es noch nicht? —
Ich Iris, Venus Sie — und lahm war das Gerücht —

Julie.

Wovon, Baron?

Baron.

Sogleich! — Und Venus wird erſtaunen.
Etwas gelächelt, und — verſchwunden ſind die Launen.
(er wirft ſich zu ihr nieder aufs Sopha.)

Cecil (für ſich).

Er hat doch nichts entdeckt!

Baron.

Ich war beim Kammerherrn —
Sie ahnen es vielleicht — von wegen Grafen Stern.

Julie.

Mit dem Sie im Konzert der Funk in Streit geriethen,
Wer beſſer ſingt —

Baron.

Pardon! — Ich ehrte die Meriten
Des Grafen, und ich ſchwieg — und Gott ſey dafür Dank!
Er pries die Campi doch — als ſie die Arie ſang.

Julie.

Ganz wohl! Doch meinten Sie, die wäre ſchlecht geſungen.

Baron.

Bei Ehr' und Seligkeit, ſolch Wort iſt nie erklungen!

Julie.

Doch —

Baron.

Stellen Sie ſich vor — was Stern da zu uns ſprach,
Das ſprach er, Wort für Wort, nur Seiner Durchlaucht nach.
Nun, denken Sie den Schreck! — Ich eilig revocire.
Und ſtand am nächſten Tag früh vor der Campi Thüre.

Julie.

Und Alles reparirt?

Baron.

Ja, durch den Kammerherrn!

Julie.

Und nun zum zweitenmal ein Zwiſt mit Grafen Stern?

Baron.

Ja ſo, pardon, davon — ein Zwiſt, nein, — ja, ganz richtig —
Doch für die Wiſſenſchaft allein von Ernſt und wichtig.

Beim Boston gestern. Ich — in Caro, Pique und Coeur,
Zwei Bilder in der Hand — und spiel' doch grand misère,
Und denken Sie — es glückt.

Julie.

Sie machen mich erstaunen.
Doch, irr' ich nicht, so war's —

Baron.

Das Glück hat seine Launen —
Sehn Sie, ich spielte aus —

Julie.

Doch sagten Sie vorhin —

Baron.

Treff-Zwei; der Kammerherr nimmt's mit der Dame hin,
Nun war ich renoncirt.

Julie.

Soll ich das Alles hören?

Baron.

Es wäre Zauberei, so wollten Beide schwören —

Julie.

Wer?

Baron.

Graf und Kammerherr. — Gestern war nicht mehr Zeit,
Drum lud der Kammerherr zum Dejeuné uns heut,
Recht auszusprechen uns vom Spiele, und — auf Ehre —
Was hört' ich —

Julie.

Nun, vielleicht vom gestrigen Misère.

Baron.

Nein, stellen Sie sich vor, es kam der Kammerherr
Gradweges aus dem Schloß vom Dienst beim Frühstück her.
Der Kammerherr servirt, — Durchlaucht nippt Chocolade,
Und liest die Zeitung bei — plötzlich ruft's: „Schade, schade!"
Wer rief's? — Die Durchlaucht selbst. — Wem gilt's? Auf wen gemeint? —
„Die schöne Julie, ei, hat einen bittern Feind!"
Sprach's, legte fort das Blatt — trank wiederum Choc'lade,
Und sagt mit leisem Ton nochmals: „Ei schade, schade!" —
Sind Sie nun glücklich? Wie?

Hannchen.

Dann geht's dem übel einst.

Cecil (für sich).

Erst fängt man ihn bei uns.

Baron
(iſt aufgeſprungen und umfaßt Hannchen).
Ganz wie Du Engel meinſt.
(Hannchen macht ſich von ihm los, und er ſtürzt auf Cecil.)
Ah ſich, bon jour, Cecil, — Sie ſpielten trefflich geſtern
Den Geier. Daß der Menſch auch Sie noch mußte läſtern!
Cecil.
Trifft Götter ſolche Schmach, darf murr'n des Staubes
Sohn?
Julie.
Sie guter, lieber Mann, traf auch des Spötters Hohn.
Um meinetwillen nur — vergeben Sie der Armen!
(Sie reicht ihm vom Sopha aus den Arm hin. Er kniet nieder und küßt Juliens Hand.)
Cecil.
Noch ein Sonett auf mich, lohnt mich ein ſolch Erbarmen!

Achter Auftritt.

Vorige. Auguſte (äußerſt geputzt, mit Federhut, Fächer und Schleppkleide, rauſcht herein, um noch Cecils Stellung zu ſehn und ſeine Worte zu hören. Cecil ſpringt erſchrocken zurück). Einige ſtumme Gäſte.

Auguſte (embraſſirt Julien; nach einer Pauſe).
O meine Freundin! — Ach! — Das gute, ſüße Kind!
Warum doch auf der Welt ſo böſe Menſchen ſind.
Cecil (für ſich).
Sie ſelber hat, bei Gott, der Satan hergeleitet!
Auguſte.
Ob das nur Luſt gewährt, wer ſolche Schmach bereitet?
Ich weinte, als ich's las. — Man iſt recht aufgebracht
Wer hätte geſtern das bei Ihrem Spiel gedacht!
Das ganze Haus erſchien von dem Applaus erſchüttert.
Cecil (für ſich).
Sie wurde roth und weiß, ſo war ſie drob erbittert.
Auguſte.
Man ſieht's, es griff Sie an. — Mein Gott, Sie werden
blaß —
O ſetzen Sie ſich hin! — Schnell, ſchnell ein Waſſerglas!
Julie (zu Hannchen).
Nicht doch, gieb Stühle her! Sie wollen mich beſchämen,
Wenn ſo viel Freunde Theil an meinem Unglück nehmen.
(Man ſetzt ſich im Halbkreis.)

Cecil (für ſich).
O wie ſie Freunde ſind! Wär' Niemand ſonſt im Haus,
Im Dunkel kratzten ſie ſich beide Augen aus.
Auguſte.
Sie müſſen ſich nicht ganz Preis Ihrem Grame geben,
Und doch ein wenig auch für Ihre Freunde leben.
Friſch, Julie, reißen Sie ſich aus dem Gram empor,
Und fahren ſchnell mit mir ein wenig vor das Thor.
Mein neuer Wagen harrt. Ich zeige Sie den Leuten,
Um keinerlei Triumph den Feinden zu bereiten.
Julie.
Sie würd'ge, gute Frau!
Auguſte.
Mein ſüßes, liebes Kind!
Julie.
Die Wirthin darf nicht fort!
Auguſte.
Sie ſind zu zart geſinnt.
(Sieht ſich um.)
Die Herren warten ſchon —
(Die Herren verneigen ſich.)
Ah, Sie, Baron, auch drunter?
Baron (küßt ihre Hand).
Mon Dieu, Auguſte iſt heut ganz beſonders munter.
Ich traf Sie nicht zu Haus, nun galt's, ein pis aller
Zu ſuchen, und ich fand — Sie — und das Dejeuné.
Auguſte.
Wie ward es, cher Baron, letzt mit der Auſterfete?
Baron (zuckt die Achſeln).
Ich ſagt' es ja vorher. — Gott! Die Geheimeräthe!
Von Auſtern, was verſtehn da wohl die alten Herrn,
Auf Ehre, Auſtern gab's, 'nen Kennermund zu närr'n.
Auguſte.
Iſt's möglich, in der That?
(Sie ſprechen leiſe weiter.)
Julie
(nachdem ſie Beide eine Weile angeſehen, Mehlbär zu ſich heranwinkend, mit lauter Stimme, daß es die leiſe Sprechenden aufſtört.)
War's nicht? — Sie, Herr Direktor,
Verſprachen vor Gericht zu werden mein Protektor?
Auguſte (fährt auf).
Wie, liebes Kind?
Mehlbär.
Ich ſelbſt!
Auguſte.
Direktor?

Baron.

In der That!
(Er zischelt ihr ins Ohr.)

Julie.

Wie wird der Mensch bestraft?

Mehlbär.

Ich bin Ihr Advokat.
Verwiesen, eingesperrt —

Baron.

Der Präsident von Flogisch
Meint, diese Sache sey bedenklich, demagogisch.

Cecil (für sich).

Verweisen mögen mich flugsweg die weisen Herrn,
Und meine Schuld dafür ein auf Zeitlebens sperr'n.

Auguste.

Wer ist es denn, mein Kind? — Cher Mehlbär, auf zwei Worte!
(Sie nimmt ihn unter den Arm und spricht leise mit ihm im Umhergehn, ohne auf Juliens Antwort zu hören.)

Baron.

Trügt meine Ahnung nicht, ist's Jemand aus dem Orte.

Julie.

Man kennt die Dichter ja!

Cecil.

Der Herr Baron?

Baron.

Nie! Nie!

Auguste.

Wär' Witz und Vers nicht bei, so rieth' ich auch auf Sie.

Baron.

Ja, Witz ist im Sonett, man liest es mit Vergnügen.

Auguste.

Es beißt ein jeder Vers, nnd alle sind gediegen.
Nie gab's ein Epigramm, so leicht und doch voll Kraft!

Baron.

Dem Dichter bringt es Ruhm.

Cecil (sich vergessend).

Bitte — sehr schmeichelhaft! —
(Erschreckend.)
Nein — gar nicht schmeichelhaft —

Mehlbär.

Zu boshaft für 'nen Christen.

Julie.

Man windet Kränze hier für meinen Sonnettisten!

Auguste.

Doch wer hat Witz genug, wer kann der Dichter seyn?

Baron.

Der Cantor Fuß vielleicht?

Auguſte.

Für den iſt's viel zu fein.

Mehlbär.

Und dichtet nur bezahlt, für Ammen und für Pathen.

Auguſte.

Ich bitte, Herr Cecil, gefälligſt mitzurathen.

Cecil.

Ich?

Auguſte.

Sie!

Cecil.

Vielleicht!

Auguſte.

Nur 'raus!

Cecil.

Der Lieutnant von Ariſt.

Baron.

Der iſt zu ſehr Gourmand!

Julie.

Und jetzt auch Pietiſt. .

Auguſte (nachdenkend).

Wie, wenn der Graf von Stern —

Julie.

Ich bitte, meine Werthe,
Sie wiſſen, daß der Graf mich ganz beſonders ehrte.

Auguſte

Doch meine Süße nimmt auch davon wohl Notiz:
Sechs Logen kaufte er an meinem Beneſiz.

Julie.

Ja damals, Liebe, jetzt —

Auguſte.

Jetzt, meine gute Kleine —

Julie.

Jetzt weiß ich, daß er mich —

Auguſte.

Jetzt, — Jedermann das Seine,
Doch —

Baron.

Bitte, keinen Streit —

Auguſte.

Wir ſtreiten, Freundin, wie? —

Julie.

Wir ſtehn ſo eng vereint.

Auguſte.
Trotz dem mauvais esprit.
Baron.
Doch wer iſt der esprit? Umſonſt ich wüßte keinen —
Als Cantor, Lieutnant, Graf —
Cecil (abſeits).
Ich wüßte wohl noch Einen!
Hannchen (die hinter ihm ſteht, hat es gehört).
Sie! — (Laut.) Herr Cecil, der weiß!
Cecil.
Verdammte Lauſcherin!
Nicht doch —
Auguſte.
Cecil!
Baron.
Wer denn?
Cecil.
Es fuhr mir nur ſo hin.
Julie.
Er iſt verwirrt.
Auguſte.
Heraus!
Mehlbär.
Sein Schweigen war verdächtig.
Baron.
Zur Folter mit dem Herrn!
Cecil.
Ich weiß —
Julie.
O das iſt prächtig!
Cecil.
Nichts in der That, gar nichts!
Julie.
Bekennen Sie nicht mehr,
So glaub' ich in der That, es rührt von Ihnen her!
Cecil.
Nein —
Julie.
Das iſt nichts geſagt!
Cecil (für ſich).
Jetzt helfe mir der Teufel! —
(Laut.) Vermuthen muß ich zwar, doch ſind ſo groß die Zweifel —
Vorhin ſprach —

Baron.

Wer?

Cecil.

Cleanth — doch Scherz war's ſicherlich —
Es ſtünde heut von ihm —

Julie.

Doch kein Sonett auf mich?

Cecil.

Im Zeitungsblatt, allein er bat, nichts auszuplaudern.

Julie.

Wie, Adolph, Himmel! — Nein! — Cecil, Sie lügen —
zaudern —

Cecil.

O wär' es Täuſchung doch?

Julie.

Es wäre ſchändlich, nein!

Cecil.

Vielleicht verhört' ich mich.

Julie.

Adolph, er kann's nicht ſeyn! —
Er war ſchon bei mir, ſprach — das Herz, es ging ihm über.

Auguſte.

Was iſt ein Dichterherz? Ein Witz geht Allen drüber.

Julie.

Nein, nein, ich glaub' es nicht — und doch — das ſpricht
dafür —
Verlegen deutete er auf die Zeitung hier —

Cecil.

Ja — ja!

Hannchen (bei Seite zu ihm).

Sie Böſewicht!

Auguſte.

Letzt ſprach er ungebührlich —

Julie.

Von mir?

Auguſte.

Ja denken Sie — Sie wären nicht natürlich.

Julie.

Verzeihen wollt' ich ihm — dies — alles — dies nur
nicht —
Mein Leben! wäre nicht von ihm das Schmach-Gedicht.

Cecil (für ſich).

Bezahlſt Du meine Schuld und außerdem noch Baares —
So —

Auguſte.

Beſte, wann war je an Männern etwas Wahres?
Iſt endlich man ſo weit, und glaubt dem Treueſchwur,
So machen ſie gewiß der Dritten ſchon die Cour.

Cecil (für ſich).

Das ging auf mich —

Hannchen.

Er kommt!

Julie.

Adolph! — Nun gilt's vertheid'gen,
Cecil, ich ſag' es ihm, wie Sie ihn ſchnöd' beleid'gen.

Neunter Auftritt.

Vorige. Cleanth.

Cecil (für ſich).

Es ſtehet desperat, doch Muth, Herr Intriguant!
(Er ſtürzt auf Adolph, der in den Kreis tritt, zu.)
Nicht wahr, von Ihnen iſt's? —

Cleanth.

Was?

Cecil.

Das Sonett, Cleanth!

Cleanth.

Zu ſchweigen bat ich Sie. — Ich find' es ungezogen —

Cecil.

Madonna richte jetzt, ob noch Cecil gelogen.

Julie.

Adolph — Sie — das Sonett?

Cleanth.

Zum Leugnen iſt's zu ſpät.

Julie.

Sie ſchrieben das Sonett?

Cleanth.

Das in der Zeitung ſteht.

Julie.

Auf mich? —

Cleanth.

Auf Sie!

Julie.

Zu heut?

Cleanth.

Zu heute ſollt ich' meinen.

Alle.

Entſetzlich!

Julie.

Und Du wagſt noch vor mir zu erſcheinen?

Cleanth.

So wie persona zeigt.

Julie.

Nein, das iſt mehr als arg!

Cleanth.

Wie? — War vielleicht mein Wunſch für Julien allzuſtark?

Julie.

Mir aus den Augen fort! — Nie läßt ſich das beſchönen —
So mich vor aller Welt, die er geliebt, zu höhnen!
Und grade heut — heut ſticht — die gift'ge Schlange mich,
Speit tödtend Gift, indeß ſie ſpricht: ich liebe Dich.

Cleanth.

Lieſt Du aus dem Sonett, ich könnte anders denken?

Julie.

Iſt's möglich?

Cecil (zu Cleanth heimlich).

Das Sonett am Ende mußte kränken!

Cleanth.

Wie? — Kränken konnte Dich's — die Eitelkeit iſt's nur? —
Bei Gott, für beſſer hielt ich Juliens Natur.

Julie.

Elender, fliehen Sie!

Cleanth.

Ein Wunſch, ſo treu gemeinet,
So mißverſtanden —

Cecil (zu Cleanth).

Fort! — Sehn Sie nicht, daß ſie weinet.

Cleanth.

So übel und ſo ſchwach, ſo falſch mich zu verſtehn,
Was aus dem Herzen kam —

Mehlbär.

Man bittet Sie, zu gehn.

Cleanth.

So täuſcht' ich mich in Dir; auch Du gleichſt ihnen Allen;
Nur wer unmäßig lobt, kann Julien gefallen.
O Weibereitelkeit —

Auguſte.

Sie ſind impertinent.

Cleanth.

Ein Herz ſchlug hier für Dich —

Cecil.

Das man hier ganz verkennt.

Cleanth (faßt ſie an).

Laß mich nur leſen noch einmal in Deinen Augen —

Julie (ſträubt ſich).

Befrei'n Sie mich —

Mehlbär.

Sie ſehn, daß Sie zu nichts hier taugen.

Cecil (leiſe zu Cleanth).

Ein Freundesrath: Gehn Sie!

Mehlbär.

Und bald, es iſt Ihr Glück!

Cleanth.

So flieh' ich, Falſche, denn, und kehre nie zurück —

Baron.

A jamais revoir!

Hannchen (klopft den Baron auf die Schulter).

Baron, jetzt gilt's, ihn züchtigen!

Baron.

Wen, ſüßes Kind?

Hannchen.

Cleanth.

Baron.

Ja, 's iſt ein ſaubres Früchtchen!

Hannchen.

Schnell, Juliens Herz ſteht drauf.

Baron.

Gewiß — fatal iſt's, daß —

Grad heute kann ich nicht —

Cleanth (an der Thüre).

Verlangten Sie noch was?

Julie.

Nichts. — Ihre Blumen hier —

Cecil.

Die will ich ſelbſt ihm bringen.

(Bringt den Strauß ihm.)

Cleanth.

Ich danke für den Dienſt!

Cecil.

Nun fort vor allen Dingen.

(Macht ihm die Thüre auf.)

Zehnter Auftritt.

Vorige, ohne Cleanth.

Auguſte.
Es war ein ſchlechter Menſch, drum tröſten Sie ſich, Kind!

Baron.
Wer es wie Sie verſteht, wie man ein Herz gewinnt —

Auguſte (haſtig).
Wer fragt Sie ſchon, Baron?

Mehlbär.
'S iſt in der That ſehr ſchade!

Julie.
Was denn? — Ich bin vergnügt — Hannchen, die Chocolade? —

Hannchen.
Steht drinnen ſchon ſervirt.

Julie.
So gehn wir ſchnell hinein,
Vergeſſen, was paſſirt, und wollen fröhlich ſeyn.
Baron, Auguſte, ſchnell!

Auguſte (zum Baron).
Sie macht zum böſen Spiele
Paſſable Miene nur.

Baron (zu ihr).
Sie ſpielt mit dem Gefühle.
(Laut zu Julien, ihr den Arm bietend.)
Darf ich?

(Alle gehen paarweiſe ab nach der Hinterthür; Mehlbär führt Auguſten.)

Cecil (an der Seite des Vordergrundes).
Viktoria! Die Mine ſprang, es glückt,
Und in die Feſtung wird, eh's Zwölfe ſchlägt, gerückt.

Auguſte
(hinten zu Mehlbär, ſich von ihm losmachend).
Ich bleibe noch, ein Wort mit Herrn Cecil zu wechſeln.

Hannchen (bei Seite, ſich verſteckend).
Mir kommt Verdacht! Ich horch', was ſie zuſammen drechſeln.

Eilfter Auftritt.

Auguſte. Cecil. Hannchen, ſich verſteckend. Mehlbär, aus der hintern Thür zuweilen mit einer Taſſe Chocolade zum Vorſchein kommend.

Auguſte (winkt Cecil heran).

Cecil!

Cecil (für ſich).

O weh!

Auguſte.

Noch näh'r! Wenn ich drum bitten darf.

Cecil.

Ihr treuſter —

Auguſte.

Noch etwas.

Cecil (für ſich).

Los geht's und bitter ſcharf.

Auguſte.

Ich freu' mich, Herr Cecil, daß Sie ſo munter ſchienen,
Wie ſoll's auch anders ſeyn bei Juliens holden Mienen!

Cecil.

Sie irren, Theuerſte!

Auguſte.

Ich irre nie, Cecil.

Cecil.

Doch diesmal ganz gewiß.

Auguſte.

Impertinenter, ſtill!
Sie küßten ihre Hand und lagen ihr zu Füßen?

Cecil.

Nicht leugnen darf ich es.

Auguſte.

Sie ſollen es mir büßen!
So niedrig, treulos, ſchwarz —

Cecil.

Bin wie ein Engel rein.

Auguſte.

Nie ſah ich Sie ſo frech!

Cecil.

Es trügt gar oft der Schein!

Auguſte.

So hören Sie, ich will ins Waſſer lieber ſpringen,
Eh' Sie, Nichtswürdiger, jetzt meine Hand erringen.

Cecil.

Wohlan, ich ſpringe nach, und hole Sie heraus.

Auguſte.

Mir aus den Augen fort, Schamloſer, ſchnell hinaus!

Cecil (kniet nieder).

Auguſte!

Auguſte.

Fort!

Cecil.

Ihr Ernſt? — So wandr' ich aus zur Stunde,
Und kehre nie zurück.

Auguſte.

Iſt mir willkommne Kunde.

Mehlbär

(ſchleicht heraus, und durch die andere Thüre fort).

Ich danke auch dafür, und hol' die Polizei.

Cecil.

Auguſte, wüßten Sie — Ihr Zorn wär' ſchon vorbei.

Auguſte.

Was giebt es?

Cecil.

Das Sonett iſt nicht von —

Auguſte.

Das bewußte?

Cecil.

Iſt nicht von Herrn Cleanth — ich —

Auguſte.

Sie?

Cecil.

Ich ſchrieb's, Auguſte.

Auguſte.

Ei ſieh, der ſaubre Herr!

Cecil.

Steh' ich nun rein vor Dir?

Auguſte.

Sie knien. Beweiſe, ſchnell?

Cecil (aus der Taſche hervorlangend).

Hier das Brouillonpapier.

Auguſte (lieſt darin).

Wahrhaftig Ihre Hand! — Viel korrigirt, gekritzelt,
Es koſtete wohl Schweiß, eh' Sie's herausgewitzelt?

Cecil.

Dein Genius ſchwebte vor — (will aufſtehn).

Auguſte.

Nein, bleiben Sie noch knien.

Cecil.

Begeiſtrungsvoll Dein Bild —

Auguſte.

Impertinent und kühn.

Cecil.

Die Hölle hätt' ich ſelbſt für Dich herausgefodert,
So glüht die Gluth in mir, die für Auguſten lodert.
Darf ich jetzt aufſtehn?

Auguſte.

Nein! — Cecil, wer hieß Sie das,
Die beſte Freundin mir verfolgen ſo mit Haß?

Cecil.

Wir ſind ja unter uns.

Auguſte.

So Julien mir zu ſchänden!

Cecil.

Auguſte, mein Brouillon —

Auguſte.

Jetzt hab' ich Sie in Händen.
Und laſſen Sie ſich nicht um's Däumchen wickeln mir,
Fromm, artig, wie ein Lamm, zeig' ich ihr das Papier.
(raſch ab.)

Zwölfter Auftritt.

Cecil (noch knieend). Hannchen (aus dem Verſteck hervorkommend.)

Cecil.

Kön'gin Eliſabeth! — verflucht — ich bin verloren —
Vortrefflich ſpielte ſie — der Feind ſteht vor den Thoren,
Mehlbär, Cleanth und ſie. — Doch Muth, noch Niemand kennt,
Niemand hat zugehorcht —

Hannchen (ihn von hinten auf die Schulter klopfend).

Sie ſind der Rezenſent.

Cecil (ſinkt vorn über; nach einer Weile).

Zwei Weiber wiſſen es, dann iſt vorbei die Gnade!

Hannchen (vor Cecil knirend, der ſich den Staub abklopft).

Befehlen Herr Cecil? Kalt wird die Chokolade.

Cecil (ſpringt auf ſie zu).

Verwünſchtes Hexenkind!

Hannchen (eilt nach der Thür zum Saale).

Gehn Sie nicht gleich zurück,
Ruf' ich: Sie ſind's.

Cecil.

Dein Tod wär's. — Kind, ich will Dein Glück.

Hannchen.

Tod oder Glück?

Cecil.

Komm her! — Laß uns parlamentiren.

Hannchen.

Ich ſchreie gleich laut auf — wenn Sie mich nur berühren.

Cecil.

Kind, kannſt Du ſchweigen?

Hannchen.

Wie's ein Kammermädchen kann.

Cecil.

Ein ſchlechter Troſt. — Kind ſieh, auf Geld kommt mir's nicht an.

(zieht eine lange Börſe heraus und fühlt auf beiden Seiten nichts.)

Hannchen.

Vielleicht die andre Seit' —

Cecil.

Auch nichts. — Kind, funfzig Gulden Verſprech' ich, wenn Du ſchweigſt —

Hannchen.

Wovon? — Von Ihren Schulden?

Cecil (will ſie umarmen).

Mein Engel!

Hannchen (reißt ſich los).

Nichts davon!

Cecil.

Wann ich Direktor bin, So engagir' ich Dich. Danach ſteht ja Dein Sinn. —

Hannchen.

Für welches Rollenfach?

Cecil.

Du ſpielſt die Kammerkätzchen.

Hannchen.

Schön Dank, das thu' ich ſchon.

Cecil.

Nun, was denn ſonſt, mein Schätzchen?

Hannchen.

Die Jungfrau wünſcht' ich wohl —

Cecil.

Ein Schauſtück, purer Schein!

Hannchen.

Maria Stuart auch.

Cecil.

Topp, Du ſollſt Beides ſeyn.

Hannchen.

Still, die Geſellſchaft kommt!

Cecil.

Hieher? — So muß ich fliehen,
Auguſte könnte — Angſt ergreift mich. — Auf den Knieen
Fleh' ich: Halt's Maul!

(wirft ihr eine Kußhand zu, und will durch die andere Thür hinaus fliehen; prellt aber zurück.)

Goldherz, giebt's keine Nebenthür?

Hannchen.

Was giebt's?

Cecil.

Mein Mörder naht, verloren bin ich hier —
Mehlbär, die Häſcher, Kind! — Todt, wenn ſie mich entdecken.

Hannchen.

Nur die zwei Thüren giebt's.

Cecil.

So mußt Du mich verſtecken —
Auf zehn Minuten nur. Schatz, Herz und Hand ſind Dein,
So wahr —

Hannchen.

Sie lügen —

Cecil.

Gut! Nur irgend wo hinein. —
Der Glasſchrank, iſt er leer?

Hannchen.

Da woll'n Sie ſich verkriechen?

Cecil.

Wie in ihr hölzern Pferd Ulyſſes und die Griechen.

Hannchen (ſchließt ihn auf).

Cecil.

Zwar ein verbrauchter Coup —

Hannchen.

Nur nicht gezaudert lang'.

Cecil.

Der Noth iſt alles neu; ſey Du mein Wunderſchrank.

(hinein. Hannchen verſchließt, und zieht den Schlüſſel ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Die ganze Geſellſchaft (tritt aus dem Nebenſaal wieder ein).

Julie (in der Zeitung leſend).

Die Verſe ſind ſchamant!

Auguſte.
Der Sinn iſt zum Entzücken!
Julie.
Ein allerliebſt Sonett!
Auguſte.
Und zart in al... Stücken.
Cecil
(ſteckt ſeinen Kopf durch eine zerbrochene Scitenſcheibe des Schrankes hindurch).
Ein Luftloch find' ich hier.
Baron.
Wie nur das zarte Lied
In dieſer Zeitung Sumpf zum Schmachgedicht gerieth?
Cecil (für ſich).
Cleanths Sonett!
Baron.
So fein —
Cecil (für ſich).
Grundſchlecht!
Baron.
Und im Verſtecke
Beim Käſe!
Cecil (für ſich).
Ständ' meins doch in der Käſe-Ecke!
Auguſte (zum Baron).
Wer mag der Dichter ſeyn?
Julie (immer noch leſend).
Zwar tadelt mich der Schluß,
Und doch, wie innig zart —
Baron.
Vielleicht der Cantor Fuß.
Auguſte.
Das läßt ſich denken, Kind!
Julie.
Warum nicht gar der Küſter!
Baron.
Dann wär's der Lieutnant doch —
Julie.
Gehn Sie mit dem Philiſter!
Baron.
Graf Stern?
Auguſte.
Nicht doch, Baron!

Julie.

Ein plötzlicher Gedank' —
Wie, wenn Cecil es wär'?

Cecil (für ſich).

Dann ſäß' er nicht im Schrank.

Auguſte (ruft).

Cecil!

Baron.

Er iſt nicht da!

Julie.

Er iſt's!

Baron.

Ganz ohne Zweifel!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Mehlbär und zwei Gerichtsdiener.

Mehlbär.

Wo iſt er?

Julie.

Wer?

Mehlbär.

Cecil.

Julie.

Nicht wahr, er iſt's?

Mehlbär.

Der Teufel!

Julie.

Er hat's geſchrieben?

Mehlbär.

Ja!

Julie.

Iſt deshalb fortgeeilt?

Mehlbär.

Ja, ja!

Julie.

Sie wiſſen mehr, ſchnell Alles mitgetheilt.

Mehlbär (auf den Wechſel deutend).

Achthundert Gulden! Wart! Ich will den Burſchen faſſen.

Julie.

Er ſchrieb —

Mehlbär.

Den Wechsel mir. — Ich will ihn drucken laſſen,
Nachſenden —

Julie.

Das Sonett?

Mehlbär.

Steckbriefe, Herrn Cecil!

Hannchen (zu Cecil im Schranke).

Seht' er 'nen Thaler Geld, verrath' ich Ihr Aſyl.

Cecil.

So ſtoß' ich um den Schrank, das Glas zu tauſend Stücken,
Um mit mir, Simſon gleich, die Feinde zu erſticken.

Auguſte.

Ein Mißverſtändniß war's!

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Cleanth, (eine Zeitung in der Hand).

Cleanth.

Ein Mißverſtändniß, ja —
Verzeihn Sie, daß ich noch — die Zeitung — eben ſah
Ich hier noch ein Sonett —

Julie.

Sie ſchrieben auch das Zweite!

Cleanth.

Ich ſchrieb das Eine nur, das mich noch nie gereute.

Julie.

Der Dichter bittet mich —

Cleanth.

„Den ſpröden Schein zu meiden,
Und Julie rein zu ſeyn im Frohſinn und im Leiden."

Julie.

Das rührt von Ihnen her?

Cleanth.

Von mir.

Julie.

Willſt Du verzeihn? —

Cleanth.
Den Bann nimmſt Du zurück, mein willſt Du werden?

Julie.
Dein!

(Umarmung.)

Cecil (für ſich).
Charmant!

Julie.
Doch, Theurer, ſprich, wer ſchrieb das Schmachgedicht?

Cleanth.
Nicht länger ſtänd' ich hier, kennt' ich den Böſewicht.
Ein gallenbittrer Schuft, ein ſchadenfroher Schütze,
Der ſeinen Mordpfeil tränkt in gift'gem Höllenwitze.
Würd' er zum Galgen gleich für dieſe That geführt,
Säh' ich's mit kaltem Blut.

Cecil (für ſich).
Ergebenſt obligirt!

Cleanth.
Das Höllenfeuer ſelbſt brennt für ihn zu gelinde.

Cecil (für ſich).
'S iſt ſchon paſſabel warm bei mir in meinem Spinde.

Mehlbär.
Achthundert Gulden, wart!

Cleanth.
Die zahlt' ich auf ein Brett,
Hätt' ich ihn vor mir ſtehn, den Autor vom Sonett.

Hannchen (auf das Spinde deutend).
Da ſteht er!

Cecil (laut).
Heillos Kind!

Auguſte.
Es ſprach Jemand im Spinde.

Cleanth.
Dort eingeſchloſſen Er? — Schließ' auf, daß ich ihn finde.

Julie.
Was thatſt Du, Hannchen, ſprich! Wer iſt es?

Baron.
Ich erſtaun'!

Hannchen.
Der Dichter ſteckt im Schrank, mehr darf ich nicht vertraun.

Julie.
Wie kam er da hinein?

Cleanth.
Den Schlüſſel her!

Hannchen.
Verloren!

Baron.
Belagern wir den Schrank!

Mehlbär.
Der Feind ſteht vor den Thoren!
(Zu den Gerichtsdienern.)
Allons, Ihr Wackern, her! Du ſtellſt Dich hier, Du dort,
Stürmt, ſchlagt die Scheiben ein —

Baron.
Julie, das Loſungswort!

Auguſte.
Erſt fordert man doch auf, die Feſtung zum ergeben?

Baron.
Ganz recht! Herr Kommandant, die Wahl heißt: Tod und Leben!

Cecil (mit verſtellter Stimme).
Den Tod wähl' ich grad' nicht.

Baron.
Der Cantor!

Mehlbär.
Drinnen? — Nein,
Zur Hälfte preßt man kaum des Cantors Bauch hinein.

Cecil (wieder verändert).
Krieg' ich den Abzug frei?

Baron.
Der Lieutnant iſt's, auf Ehre!

Auguſte.
Sehr möglich, wenn Ariſt drei Köpfe kleiner wäre.

Cecil (wieder verſtellt).
Reicht durch die Breche mir nur einen Domino,
Und ſchwört, nicht nachzuſehn, bis aus dem Hauſ' ich floh.

Mehlbär (den Stock ſchwingend).
Ja, komme nur heraus, mich will ſo was bedünken!

Baron.
Wie, wär' es doch Graf Stern?

Mehlbär.
Ich kenn' den loſen Finken!

Auguſte (zu Julien).
Wie wär's, man ließ' ihn frei, die Angſt beſtraft ihn ſchon —

Julie.
Wüßt' ich nur, wer es iſt!

Cleanth.
Nichts Kapitulation!
Frei ſoll der Sünder hier vor Aller Angeſichte
Bekennen, büßen, knien —

Mehlbär.
Und dann vor die Gerichte!

Hannchen
(drückt Cleanth heimlich den Schlüſſel in die Hand; — leiſe).
Schnell öffnen Sie den Schrank, eh' man ihm giebt Pardon.

Cleanth (ſchließt den Schrank ſchnell auf).
Heraus, Du Ungeheu'r!

Cecil (heraustretend).
Nicht furchtbar von Perſon.

Alle.
Cecil!

Cecil.
Zu dienen, ja! (Zu Mehlbär.) Jetzt bitt' ich, zu erklären,
Ob einen Intriguant, wie ich, man kann entbehren? —
Sehn Sie nun, was ich bin! — Aus Liebe für die Kunſt
Setzt' in gewagtes Spiel ich Leben, Ruf und Gunſt.
Mit Glück und mit Geſchick iſt Alles überwinden,
Und der Moment gehört zu meinen ſel'gen Stunden.

Mehlbär.
Verdammter Galgenſtrick!

Alle.
Impertinent und grob!

Cecil.
Zu gütig, meine Herrn! (Zu Julien.) O käme etwas Lob
Aus dieſem Munde nur — Erlauben Sie, zu küſſen
Die zart[illegible]de Hand!

Julie.

Hinweg!

Cleanth.

Und ihr zu Füßen!

Baron.

Abbitten!

Cecil.

Was? — Den Scherz?

Cleanth.

Verläumdung, Angſt und Hohn!

Cecil (zieht die Briefſtaſche heraus).

Durch ſelbiges Sonett that ich's de facto ſchon.

Baron.

Ein zweites?

Cecil.

Das die Angſt mir eingab dort im Schranke;
Dieſelben Reime ſind's, nur anders der Gedanke.

(Er lieſt.)

„Ich ſitze hier gequetſcht in Deinem Schranke,
„So ſtumm und ſtill, ich ſonſt ein lauter Schreier,
„Belagert von dem Gläub'ger und dem Freier —
„Da kommt zu guter Zeit mir ein Gedanke.

„Nun leg' ich — wie des Spindes Fuß auch ſchwanke —
„Hier unbegackert die poet'ſchen Eier,
„Zu Deinem Preis ertöne jetzt die Leier,
„Die Dich gekränkt, Du Edle, Holde, Schlanke!

„Der Menge lauten Beifall Dir zu rauben,
„Wird ſchlau auf Dich, Roſine der Roſinen,
„Der Rezenſent gehetzt durch Weiber-Liſt!

„Laß ſie an Deinen Süßigkeiten klauben,
„Du biſt und bleibſt die Zierde aller Bühnen,
„Verfolgt allein, weil Du die Kön'gin biſt.“

Auguſte.

Das klingt ja allerliebſt!

Baron.

Cecil, Sie ſind ein Mann!

Julie.

Dem man im Grunde doch nicht lange zürnen kann,
Vorausgeſetzt, daß Sie —

Cecil.

Daß ich es drucken lasse,
Und anbei die Notiz, das erste sey zum Spaße.

Julie (zu Cleanth).

Ob man ihn pardonirt?

Cleanth.

Die Strafe hülfe nicht.

Baron (zu Cecil).

Freund, ein gemachter Mann sind Sie durch das Gedicht.

Mehlbär (mit den Papieren).

Das wär' mir herzlich lieb, hier sind achthundert Gulden.

Julie (zuspringend).

Lohn für das Schmachgedicht?

Mehlbär.

Nein, zugesprochne Schulden!

Cecil.

Sie werden doch nicht jetzt?

Mehlbär.

Geld oder das Gefängniß!

Cecil.

Sogleich?

Mehlbär.

Im Augenblick!

Cecil.

Baron, aus der Bedrängniß
Erretten Sie mich noch. Achthundert Gulden her!

Baron.

Wenn ich sie hätte, Freund, achttausend und noch mehr.

Cecil (dringend).

Auguste, das Sonett, es war für Sie gedichtet.

Auguste.

Gelungner schien mir das, an Julien gerichtet.

Cecil.

Erreicht Sie nichts, Barbar?

Mehlbär.

Geld immer! Zahlen Sie!

Cecil.

Ich habe keinen Deut.

Mehlbär.

Sie ſparen das Logis.
(Er winkt den Häſchern.)

Cecil (im Abgehen).

So führt zum Kerker mich, legt mich in ſchwere Ketten;
An Allen räch' ich mich tagtäglich mit Sonetten.

Auguſte.

Cher Mehlbär, à propos! —

Mehlbär.

Bezahlen Sie die Schuld?

Cecil (zurückkehrend).

O meine Göttliche!

Auguſte.

Aus ganz beſondrer Huld
Will ich, ob Gnade hilft, nochmal an ihm probiren.
Doch müſſen Sie dafür den Wechſel mir cediren:
Und, merken Sie, Cecil, — bei der geringſten Noth —
Seh' ich Sie in den Thurm, bei Waſſer und bei Brodt.

Mehlbär (notirt im Taſchenbuch für ſich).

Primo, iſt abgemacht. — Secundo, Heirathspoſſen.
(Zu Julien ſich verneigend.)
Von wegen der Parthie?

Julie
(ſich verneigend, und auf Eleanth, mit dem ſie Arm in Arm ſteht, deutend).

Iſt alles abgeſchloſſen!

Mehlbär.

Verwünſcht, die Gage quitt! (Zu Auguſten.)
Darf um die zarte Hand —

Auguſte.

Reich', wenn er artig bleibt, ich unſerm Intriguant.

Mehlbär.

Schon wieder abgeblitzt — der Teufel bleib' Direktor!
Die da? —
(Hannchen tritt kokettirend vor.)

Hannchen.

Sie waren ſtets mein gütiger Protektor.
Kann dieſe Hand vielleicht noch lindern Ihre Pein? —
Vielleicht erhört' ich Sie —

Mehlbär.
Ein Kammerkätzchen! — Nein!

Hannchen.
So gut Sie Dirigent, werd' ich auch noch Actrice.

Mehlbär.
Kein übeles Geſicht!

Hannchen.
Nicht wahr, zur Directrice?

Mehlbär.
Pſt! Kind, das übereilt man nicht wie einen Scherz;
Gefällſt Du beim Debüt, ſteh' ich nicht für mein Herz.
Auch bät' ich, wenn's gefiel, das Spiel, wie wir es treiben,
Kommt man in unſre Stadt, auch mir geneigt zu bleiben.

Ende.

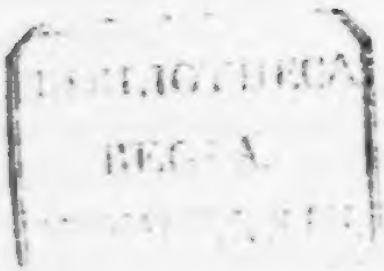
PRO
PATRIA

Friedrich Perthes.

Von

W. Alexis (W. Häring.)

Berlin, 1855.
Verlag von Carl Barthol.



Friedrich Perthes.

Jetzt kennt wohl Jeder, der in Deutschland sich umgesehen hat, das Thal der Schwarza, die beim alten Schlosse Schwarzburg um Berg- und Felsgewände wirbelt, und hinbrausend und schäumend durch eine von himmelhohen Tannen überwipfelte Schlucht, unweit Blankenburg in die Saale fällt. Dann rauscht sie, aufgenommen in den größern Strom, vorüber an malerischen und lieblichen Berggeländen, die in der deutschen Dichtung durch Schiller's Spaziergang unsterblich wurden, nach dem prachtvoll und heiter gelegenen Rudolstadt.

Daß kaum ein Punkt im mittlern Deutschland an Schönheit und großartigen Naturschauern sich mit dem Schwarzathal und der alten Burg messen kann, die inmitten eines Kessels hoher Berge, selbst von einem auf ein mährchenhaftes Thal zu ihren Füßen niederblickt, ist heute in jeder Reisebeschreibung zu lesen, und das Wirthshaus faßt nicht die Zahl der Gäste, die allsommerlich hier zusammenströmen. Aber vor funfzig Jahren war das noch nicht so. Die Wenigen, die Gebirgsgegenden aufsuchten, reisten weiter, und wen sein Weg etwa über die Commercialstraße, die hier den Thüringer Wald durchschneidet, vorbeiführte, schenkte nur gelegentlich dem schönen Schauspiel einen Blick.

Im Juli 1810 aber kam hier eine Familie aus Norddeutschland, aus dem fernen Hamburg angefahren; nicht als Durchreisende, sondern

das Ziel ihrer Reise war Schwarzburg selbst. Ein noch rüstiger Vater und eine noch jugendliche Mutter mit einer Schaar froher Kinder, auf deren Gesichtern edle sinnige Bildung sich spiegelte. Wo die Berge sich öffnen, um den tosenden Bach in den weiten Blankenburger Kessel hinauszulassen, bei dem einsamen Gasthaus, das heut der Chrysopras genannt wird, stiegen sie aus dem Wagen und gingen langsam den Weg durch die Schlucht nach dem Bergschloß hinauf. Wer eilt auch da, wo jede Wendung einen neuen überraschenden Anblick, ein anderes Naturschauspiel bietet. Die Frau betrachtete es in stiller Bewunderung, als sauge sie in Seeligkeit die Gottes-Wunder ein, die Kleinen jubelten, sie hatten noch keine Felsen, keine Wasserfälle gesehen. Nur der Vater blickte mehr auf die Kinder und die geliebte Gattin, als sähe er in ihrem Auge die Gegenden wiedergespiegelt.

Dort an der Felsecke, wo der Weg sich windet, und plötzlich auf der Bergkante das alte Grafenschloß mit seinen Giebeln und Thürmen hell gegen die dunkeln Tannen der Bergwände absticht, wo jeder voll Bewunderung still steht, stand auch die glückliche Familie still. Eine andere Ueberraschung wartete ihrer, als ein ältlicher würdiger Mann, in militairischer Haltung in der Kleidung eines Forstmannes, ihnen entgegentrat und den Vater in die Arme schloß. Es war das Wiedersehen eines Oheims und väterlichen Vormunds mit seinem Neffen und ehemaligen Pflegling, und ein Menschenalter lag dazwischen, seit er den Knaben zum letzten Male gesehen, der nun, ein erprüfter, viel erfahrener Mann, ihm und den väterlichen Bergen sein liebes Weib und seine Kinder zuführte. Wie ernst und feierlich die Ankömmlinge gestimmt waren, sie konnten es nicht bleiben. Eine schwere Vergangenheit lag hinter ihnen, mit allem Herzweh, das ein zerbrochnes Vaterland in der Brust des Edlen zurück läßt; aber der Hauch der Natur und das freundliche Auge der treuen lieben Verwandten verscheuchte alles das, und als der alte Oberstlieutenant einige Schritte weiter sie zu einem breiten Felsenstocke führte, wo ein Waidmannsfrühstück aufgetischt war, schien bald Noth, Sorge und alles Böse zunächst hinter ihnen vergessen, und nur das Liebe und Gute aus der Kinderzeit tauchte in der frohen Unterhaltung auf.

Wie die junge Frau und Mutter den Zauber der Gegend aufgefaßt, davon legte sie in einem Briefe an ihre Mutter im fernen grünen Holstein schon am folgenden Tage ein Zeugniß ab:

„Könnte ich Euch die Größe, Schöne, Lieblichkeit der hiesigen Gegend wiedergeben, aber da reichen nicht Worte; und Gott sei Dank, daß der Mensch mehr empfinden, als aussprechen kann. Es bleibt ein jämmerlich Ding um's Sprechen, wenn es Ernst im Innern ist. Die Thüringer Berge und Thäler greifen den Menschen an der rechten Seele, ich halte sie fest und werde sie fest halten, so lange ich lebe. Es ist zu viel, man hat nicht Kraft, Alles in sich zur Ruhe zu bringen. In unsrer Fläche kann man zu diesem Zustand von Freude, Dankbarkeit und Sehnsucht nach dem Herrn dieser himmelschönen Natur nicht kommen, und ich sehe es als eine große Gabe an, daß mich der liebe Gott dieses alles hat sehen lassen in dieser Welt. Das Schwarzburger Thal ist die Krone, es hat einen unglaublichen Reichthum von mannigfaltiger Größe und Schönheit, und man kann es nicht lassen, man muß sich ausstrecken nach dem Schöpfer und Erhalter des Wunderwerkes. Auf der einen Seite die großen Felsmassen, wie mit Menschenhand aufeinander gesetzt, auf der andern wunderliebliche, bewachsene Berge, mit Feldern, Häusern, Menschen und Vieh geziert. Die Schwarza rauscht und braust, und fließt doch hell und klar in der Mitte."

Die Worte, schon als ein Zeugniß aus jener Zeit über eine damals Wenigen bekannte Gegend, für uns von Werth, erhalten einen noch besonderen, weil sie aus dem Munde einer der ausgezeichnetsten deutschen Frauen kamen, einer Frau, welche in ihrer Familie und in einem weiten Freundeskreise auch dazumal schon erkannt und hochgeachtet war, die in weiteren Kreisen aber bekannt gemacht zu haben, neuerdings ihr Sohn das Verdienst hat. Indem er das Leben seines Vaters schrieb, setzte er zugleich seiner Mutter ein Denkmal frommer Dankbarkeit. Wir werden sie näher kennen lernen.

Diese glückliche, so tief und sinnig fühlende Frau war Caroline Claudius, die Tochter des Dichters Mathias Claudius, dessen wahrer Name kaum so bekannt ist als der, welchen er von seinen Werken erhielt. Asmus nannte er sich da, omnia sua secum portans, d. h. was er hatte, trug er mit sich, und sein Bestes hatte er in einer Zeitschrift niedergelegt, die einzig in ihrer Zeit war, und noch heute einzig geblieben ist, ein poetisches Schatzkästlein an Liedern und Aufsätzen von gesunder Laune, sprudelndem Witz, tief inniger Frömmigkeit, Gemüthlichkeit, und warmer Liebe für's deutsche Vaterland.

Caroline war die Tochter des Wandsbecker Boten. Wer ihn kennt, für den brauche ich nicht mehr hinzuzusetzen; wer ihn noch nicht kennen sollte, der suche ihn kennen zu lernen. Er war ein ächter Volksdichter, wie wohl Jeder einräumen wird, der weiß, daß das Lied:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,

von Claudius gedichtet ist; obgleich ein neckisches Gerücht behauptet, daß der Sänger des Rheinweinliedes dazumal noch keinen Tropfen Rheinwein getrunken gehabt. Es setzt auch hinzu, was beiläufig erwähnt sei, daß, als seine Verehrer ihm ein Faß edlen Nierensteiner geschenkt, der Dichter beim ersten Glase ein häßlich Gesicht gemacht, und den Wein sauer gefunden. Er hatte bis da starken alten Franzwein für Rheinwein getrunken. Aehnliches ist wohl Anderen auch schon passirt, die aus Patriotismus von Fremdländischem gar nichts wollten gelten lassen. Seiner deutschen Gesinnung hat das keinen Eintrag gethan.

Caroline war seit dreizehn Jahren die glückliche Frau eines Mannes, der zwar keinen so berühmten Namen hat als sein Schwiegervater, aber, schon damals ein geehrter Mensch und Bürger, seitdem in so vielen großen und ernsten Dingen sich ausgezeichnet und so kräftig mitgewirkt hat für das Vaterland und deutsches Gemeinwohl, daß er vor allem des Denkmals würdig ist, welches, wie wir anführten, sein Sohn ihm in jener Biographie gestiftet hat. Friedrich Perthes war eben nichts als ein deutscher Bürger. Als solcher ist er gestorben, ohne Rang, Titel und Orden, aber ein Bürger, auf den sich das anwenden läßt, was der Dichter Goethe auf seinen Fürsten gesungen hat:

Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder, da wär's ein Fest Deutscher mit Deutschen zu sein.

Es war ein thüringischer Fürst, auf welchen Goethe dies sang, es war ein thüringischer Bürger, auf welchen die schönen Verse ebenso passen.

Jetzt war er mit Weib und Kindern hier hergekommen. Der Anblick der Heimath sollte jenen Gesundheit wiedergeben, und ihm Herz und Geist auffrischen von vielen Drangsalen, Sorgen, getäuschten Hoffnungen. Er wollte all das Leid, was den Patrioten doppelt und dreifach ergreift, wenn sein Vaterland hoffnungslos blutet, in den väterlichen Bergen vergessen, um — sich die Hoffnung zu retten

und mit frischem Muth ins bewegte Städteleben, für das er einmal geschaffen war, zurückzukehren.

Er hatte recht gewählt. Zwar war auch Thüringen von dem allgemeinen Loose nicht frei geblieben, aber in dem stillen Winkel an der Schwarza hörte man doch nicht das Rollen der Kanonen und Pulverwagen, und selten nur kamen Streifzüge der französischen Truppen in die weit von den Hauptstraßen entlegenen Thäler, und der Himmel wölbte sich so blau und die Edeltannen rauschten so frei, als wäre kein Napoleon auf der Welt und Deutschland so frei und glücklich, als es sein könnte, wenn es wüßte, was es kann, wo es einig ist.

„Da kam nun auch, nach dem Onkel zu sehen, schreibt Caroline weiter, eine ganze Kinderschaar heran. Das war eine Lust und Jubeln. Bis tief in meine Seele bin ich gerührt über die große und allgemeine Freude, die hier ist, weil sie den Perthes wieder haben, und mein lieber Perthes selbst ist wie ein Kind, und ich danke Gott, daß er ihn und mich dies hat erleben lassen. Sie sind alle mit einander wieder zwanzig Jahre jünger geworden."

Aber Friedrich Perthes mußte über dreißig Jahre zurückdenken, wenn er sich erinnern wollte, wie er hier als Kind gespielt, wie er mit dem Onkel auf die Berge geklettert, und oben, wo der Quell aus dem moosigen Felsen sprudelt, am einsamen Vogelheerd Tage lang gelegen und gelauscht. Sein Vater war ein fürstlich rudolstädtscher Rentamtssekretair gewesen, dessen Vater ein berühmter Leibmedicus, und die Väter Beider so weit hinauf man denken konnte, gelehrte hoch angesehene Pastoren in Erfurt oder sonst in Thüringen, alle ehrenwerthe Männer, die aber sämmtlich ihren Kindern, statt Vermögen, die Anweisung hinterlassen zu haben scheinen, aus sich selbst ihr Glück zu schaffen. Ein und zwanzig Gulden, das sind zwölf Thaler Preußisch, hatte jährlich seine Mutter fürstliche Pension; davon konnte man auch damals in dem wohlfeilen Thüringen keine Familie ernähren, darum mußte die Wittwe, nach des Vaters frühem Tode, in anderen Familien eine Unterkunft suchen und den siebenjährigen Knaben nahm ein näherer Oheim, der Mutter Bruder, Friedrich Heubel, zu sich, der selbst noch nichts hatte, als christliche Liebe und einen klaren Verstand. Die wenig haben, geben überall am

meiſten, darum theilte Friedrich Heubel mit dem verwaiſten Schweſterſohn bis zu deſſen vierzehnten Jahre ſein alles. Leider aber konnte er ihn nicht das lernen laſſen, was er und der wißbegierige Knabe vor allem gewünſcht, am wenigſten waren Mittel da, ihn ſtudiren zu laſſen.

Als er nun vierzehn Jahre alt war, hatte er allerdings mit ſeinem andern Oheim, dem nachmaligen Oberſtlieutenant, die Tannenforſte und Vogelheerde über der Schwarza Sommers gründlich ſtudirt, und auch ſonſt von dem praktiſchen tüchtigen Manne allerhand gute Lehren erhalten, und Winters in Rudolſtadt eine große Zahl Bücher aus der fürſtlichen Bibliothek verſchlungen, da er ſehr leſewüthig war, und ſein Kopf war voll davon, und ſeine immer lebendige Phantaſie angeregt, aber — gelernt hatte er nicht viel. Das mußte er ſich ſelbſt ſagen.

Weil nun ein Vetter, auch ein Perthes, in Gotha Buchhändler war, und er ſich vorſtellte, daß man beim Buchhändlergeſchäft ſo viel Bücher leſen könne, als man Luſt hat, hatte er nichts dagegen einzuwenden, als man ihn für den Buchhandel beſtimmte. Indeß hatte auch das ſeine Schwierigkeiten. Als man ihn nach Leipzig gebracht, wollte Herr Ruprecht aus Göttingen ihn nicht, weil er amo nicht geläufig conjugiren konnte, Herr Siegert aus Leipzig nicht, weil er zu blöde ſei — der Knabe hatte ſich aber nur vor dem langen, hagern Mann mit ſeinem feuerfarbenen bis zur Ferſe hinabreichenden Oberrock gefürchtet. Endlich war er Herrn Adam Friedrich Böhme zu klein. Indeſſen hoffte dieſer, daß er mit der Zeit wachſen werde, und nachdem ihm ein Jahr dazu Zeit gegeben war, ſchloß ſein Vormund Heubel mit dem Buchhändler „im Namen Gottes“ einen feierlichen Contrakt ab, vermöge deſſen beſagter Friedrich Böhm beſagten Friedrich Perthes als Lehrburſchen auf ſechs Jahr, anzufangen von Michaelis 1787 bis Michaelis 1793, ohne Entrichtung einiges Lehrgeldes, aufnahm und verſprach ihn zu aller Gottesfurcht, wohlanſtändigen Tugenden anzuhalten und mit Eſſen und Trinken gewöhnlichermaßen zu verſehen, nach abſolvirter Zeit aber mit einem Lehrbrief zu entlaſſen.

Im §. 2, gleichfalls im Namen Gottes, verſprach Herr Heubel ſeinem Neffen ein Federbett mit dazu nöthigen Ueberzügen mitzugeben, welches nach Verlauf von ſechs Jahren Herrn Böhmes Eigenthum werden ſolle. Stürbe aber Herr Böhme früher, ſolle es Herrn Heubel frei ſtehen, beſagtes Federbett wieder zurückzufordern.

Soweit war nun alles richtig, aber als Friedrich Perthes am 11. September 1787 von der Reiſe im unbedeckten Poſtwagen durchnäßt und erfroren, in Leipzig ankam, fand der Lehrherr zu ſeinem Schrecken, daß Friedrich noch gar nicht gewachſen war. Er iſt auch in ſeinem ganzen Leben nachher nicht viel gewachſen.

Auf Roſen ward der Lehrburſch in Leipzig grade nicht gebettet. Sein Principal, der ſofort nach Haus die richtige Ablieferung aviſirte, auch vermeldete, daß er des Knaben bei ſich habendes Geld, nach Leipziger Cours 1 Thlr. 20 gGr. ſelbem ſofort abgenommen, da man nicht wiſſe, in welche Geſellſchaft er etwa gerathen könne, auch den Oheim und Vormund erſuchte, die Aufſchrift „Wohlgeboren“ fernerhin an ihn ſelbſt wegzulaſſen, da ihm ſolche durchaus nicht zukomme, — ſein Principal ſagen wir, war ein Kaufmann von altem Schrot und Korn; mäßig, ſtreng, ordentlich, dabei zuweilen zornig. Ein gutherziger Polterer nannte man das damals, und hielt es für einen deutſchen Charakterzug.

Die erſte Regula, die der Knabe erhielt, war: „Friedrich, du mußt dir die Haare vorn zu einer Bürſte, hinten zu einem Zopf wachſen laſſen und dir ein Paar hölzerne Locken anſchaffen. Deinen runden Matroſenhut legſt du fort, für dich ſchickt ſich ein dreieckiger.“ Mode war er nicht mehr, aber Herr Böhm liebte nicht die Mode. Ohne Erlaubniß durfte der Lehrburſche nicht ausgehen und an jedem Sonntage mußte er den Principal in die Kirche begleiten.

Vier Treppen hoch war die Kammer für Fritz und einen ältern Lehrburſchen. Da zwei Betten, zwei Stühle, ein Tiſch und zwei Koffer ſie vollkommen ausfüllten, konnten die Bewohner nur drei freie Schritte darin thun. Aber es ſtand auch noch ein kleines Windöfchen in der Ecke und ſie erhielten jeden Abend drei Stückchen Holz zur Heizung.

Auch ſonſt wurden ſie gar nicht verwöhnt. Morgens ſechs Uhr erhielt jeder eine Taſſe Thee und Sonntags im voraus für die kommende Woche ſieben Stücke Zucker und ſieben Dreier zu Brod. Damit mußten ſie bis Mittags zwölf ihren Hunger ſtillen und Nachmittags von eins bis acht mit Nichts. „Da heißt es hungern, ſchrieb Friedrich nach Haus, doch ich denke, es ſoll ſich geben“, und es gab ſich denn auch, denn Mittags und Abends bekamen ſie rechtſchaffen an dem Familientiſch zu eſſen. Aber ſie mußten alles eſſen, was ihnen vorgelegt ward, auch fetten Braten in Kürbisbrei! Und, „das war

ſchrecklich", ſchrieb wieder der kleine Friedrich nach Haus. Das „Er", womit der Burſch titulirt ward, kränkte ihn auch tief, aber er brauchte doch nicht den Tiſch zu decken und Schnallen zu putzen, was anderen Lehrburſchen oblag.

Herr Böhme ging ſeinen Schülern in Pünktlichkeit voraus. Jeden Tag arbeitete er von ſieben Morgens bis acht Abends, die eine Mittagsſtunde abgerechnet. Und jeden Sonntag las er nach der Kirche die Jenaer Literaturzeitung von Anfang bis Ende, und machte nachher einen Spaziergang um die Stadt. Nie ſpielte er, nie gab er Geſellſchaft, nie betrat er ein Wirthshaus und auch in ſeinem Hauſe trank er nur Waſſer. Aber einige Mal im Sommer trank er mit der Familie in einem benachbarten Dorfe eine Flaſche Goſe.

Und doch trug der ſtrenge Mann an einem Hauskreuz, was ihn um alle Früchte ſeiner Pünktlichkeit zu bringen drohte. Die Frau Principalin trank. Kinder und Lehrburſchen ſollten ihr heimlich zutragen, wenigſtens verſchweigen was ſie ſahen. Hätte Perthes dem Hausherrn immer hinterbracht, was dieſer wiſſen wollte, wäre es ſein Untergang geweſen, denn im Hauſe regierte doch die Frau, wo der Mann von früh Morgens bis Abend im entfernten Gewölbe arbeitete.

Der angehende Lehrling war eigentlich nur ein Laufburſche. Während des erſten Jahres war Perthes fortdauernd auf der Straße und in den Gewölben anderer Buchhändler. Kam er bei einbrechender Dunkelheit durchfroren und mit naſſen Füßen in das Gewölbe ſeines Herrn zurück, ſo mußte er noch Stunden lang auf den ſteinernen Flieſen ſtehen, um zu collationiren. Böhme, der nie krank geweſen, heizte nicht, ſondern wärmte ſich durch heftiges Stampfen und Reiben. Von Andern verlangte er daſſelbe. Perthes erfroren die Füße. Der Principal begriff es nicht und blieb ungerührt, bis der Knabe nicht mehr gehen konnte. Der gerufene Arzt erklärte: wenn man noch 24 Stunden gewartet, hätte der Fuß abgenommen werden müſſen.

Neun lange Wochen mußte der arme Knabe ſein Schmerzenslager im dunkeln und kalten Bodenkämmerchen aushalten, nur gepflegt und getröſtet von Böhme's zweiter Tochter, einem zwölfjährigen lieblichen Mädchen, das ſich von Anfang an freundlich ſeiner angenommen. Sie ſaß den Tag über mit dem Strickſtrumpf an ſeinem Bette, und las ihm mit immer gleicher Freundlichkeit mehre dicke Quartanten vor. Es war Muratori's Geſchichte Italiens, die gerade als Maculatur auf dem Boden nebenan lag!

Wie herrlich war Leipzig ſonſt! Wie viel Bücher konnte der Knabe verſchlingen, den Siegfried von Lindenberg, den Friedrich mit der gebiſſenen Wange, er konnte Herrn Blanchard in die Luft aufſteigen, einen Hauptmann mit zwei Kanonen begraben ſehen und ein Studenten-Comitat mit 6 blaſenden Poſtillonen und 80 Reitern und 16 Wagen. Und was gar war nicht die Meſſe! Die Meſſe, wo er den großen Friedrich Nicolai nicht nur von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, einen langen und dicken Mann, der gar nicht ſtolz war, denn er ſprach wie ein gewöhnlicher Menſch mit den andern Buchhändlern. Und mit Perthes hatte er auch geſprochen! Aber ſein Schwarzburg war es doch nicht, nicht ſein Vogelheerd, nicht ſein Hund! „Das iſt gar beſonders. Wenn ich allein bin, überdenk ich mein voriges, glückliches Leben, und das iſt nun alles vorbei. Bald ſtelle ich mir dieſen und jenen Felſen vor, bald den Vogelheerd und das Plätzchen, wo der Spitz lag und Matzen anbellte. Jeder Strauch iſt mir erinnerlich. Oft, wenn ich Nachts aufwache, oder früh Morgens Nebel ſehe, ſo denke ich: Jetzt ſagt der Oheim zu Matzen: heute wird's was geben auf dem Vogelheerd. Dann ſehe ich Onkeln mit der Laterne durch den Wald wandern und höre ihn ſagen, wenn er was gefangen hat: wäre doch der Fritz dabei! Hier, im Dorf Gohlis, iſt ein Kuhhirt, der ſein Kuhhorn ſo kunſtreich bläſt, wie weiland der Schwarzburger Trompeter. Das kann ich auf meiner Stube, in meinem Bette hören, und ihr glaubt nicht, wie curios mir dann wird, und was für eine beſondere Art von Trauer dann kommt."

Perthes geſteht von ſich ſelbſt, daß er von Natur lebhaft, ſinnlich und den Eindrücken der Phantaſie unterthan geweſen. Wäre ich in ſchlimme Hände gerathen, bin ich ganz gewiß, ich wäre laſterhaft geworden. Sein Glück wollte, daß er auch hier in gute Hände gerieth, er fand in ſeinem Kameraden einen charakterfeſten ſittlichen jungen Menſchen, der ihn zum Beſten leitete. Dann ward er ſich ſelbſt der beſte Führer. Er lernte, nachdem er die Lauſburſchenjahre hinter ſich hatte, gründlich den deutſchen Buchhandel und die Bedürfniſſe des Publicums in den verſchiedenen Ländern und Provinzen, was ihm ſpäter zum großen Vortheil gereichte. Er lernte aber nicht von ſeinem Principal, der die Handlung handwerksmäßig betrieb, ſondern indem er ſich früh gewöhnte ſein Auge auf alle Verhältniſſe, die ihm begegneten, frei und wach zu halten.

Seit 1790 ward der Trieb nach wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung in ihm immer mächtiger. Wie gern hätte er gründlich franzöſiſch und engliſch gelernt, aber die 21 Gulden, die ſeine Mutter ihm abließ, ſollen nur zu ſeinem Schuhwerk ausgereicht haben, während er an Kleidern nur die vom Onkel abgelegten trug; und wollte er ſich ſelbſt unterrichten, ſo ſchlief er vor Müdigkeit ein, es konnte ja nur Abends nach neun Uhr geſchehen. Dennoch trieb er Philoſophie, es mußte damals ſo ſein! Er ward zwar kein Philoſoph, ſchärfte aber Verſtand und Urtheil. Während er mit den Verlockungen des jugendlichen Leichtſinns und der Sinnlichkeit fortwährende Kämpfe, und nicht immer ſiegreiche führte, trieb ihn eine ebenſo lebendige Seelenangſt nach ſittlicher Beſſerung und einem Syſteme, auf dem er ſich ruhig betten könne. Wenn heut der abſolut kirchlich gewordene Theil der Menſchheit mit vornehmem Schmerz und Verachtung auf jenes philoſophiſche Jahrhundert herabblickt, müßte er wenigſtens das Faktum anerkennen: daß ein ſolches ſittliches Ringen unter achtzehnjährigen Jünglingen nach Weisheit und Erkenntniß, wenn es auch in ihrem Sinne nicht zum Ziel führte, doch eine beachtungswürdige und ehrenwerthe Erſcheinung war, die, ſeit dieſes philoſophiſche Jahrhundert untergegangen, heut durch die Einflüſſe ebenſo von rechts als von links, nicht mehr häufig vorkommt. Dem achtzehnjährigen Perthes erſchien damals das irdiſche Leben als eine große Anſtalt, welche der gütige Schöpfer errichtet, um die einzelnen Menſchen und die ganze Menſchheit zu immer größerer Vollkommenheit zu führen: „Darum glaube ich an gar kein Uebel, weil jedes uns beſſert und jedes, wenn es vorbei iſt, uns die Freude in höherem Grade ſchmecken läßt. Umſonſt wird Niemand gequält; wer könnte ſolche ſchreckliche Begriffe von der Gottheit haben. So lange Jemand noch Fehler und Untugenden an ſich hat, kann er nicht verlangen, ganz glücklich zu ſein, ja er wird ſie mit ins künftige Leben hinübernehmen, und das Gefühl, daß er beſſer ſein könnte, als er wirklich iſt, wird ſeine Strafe ſein."

Seine Philoſophie war alſo jetzt, ſich der Vollkommenheit immer näher zu bringen. Aber ein bequemes Bette ward es nicht, es kamen vielmehr Augenblicke, wo er, völlig entmuthigt, jede Hoffnung aufgab, die Beſtimmung des Menſchen zu erfüllen.

Dazu kamen Kämpfe ganz andrer Art. Das freundliche, liebe Kind, was ihn in der Krankheit gepflegt und getröſtet, wenn Unfriede im Hauſe war, für ihn vermittelt, wenn er hungerte und fror,

ihm Eſſen und Holz zugeſteckt, war nun ein reizendes ſechszehnjähriges Mädchen geworden, munter, witzig, eine der gefeiertſten Schönheiten von Leipzig. In ihm war es mehr als Freundſchaft geworden, was ihn an ſie zog. Entgegnete ſie aber dieſe Gefühle? Bald war ſie ſo zutraulich, liebevoll, daß er alles hoffte, bald ſo kalt, gleichgültig, daß das Herz ihm im Leibe fror. Inzwiſchen hatte er einen jüngern Lehrling zum Kameraden erhalten, einen aufgeweckten muntern Burſchen, der Friederiken ſehr zu gefallen ſchien. Perthes konnte nicht ſo liebenswürdig plaudern und necken als Neſſig. Von der Würde des Menſchen und der Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts mit Friederiken zu ſprechen, das, fühlte er, paßte nicht und ſchwieg darum. „Mit ihm ſpricht man, mich läßt man ſtehen und behandelt mich ſogar verächtlich“ ſchrieb er dem Oheim, denn es war ein Hauptzug ſeines offenen Charakters, ſich über alle ſeine Gefühle andern mittheilen zu müſſen. Jetzt fühlte er, daß eine tiefe Leidenſchaft für Friederiken in ihm brenne, zugleich, daß ein Widerwille gegen den vorgezogenen Neſſig in ihm aufſteige. In ſeinem Herzen ſiegte der gute Geiſt, er offenbarte ſich dem Kameraden, er verſprach ihm nichts zu verheimlichen, und aus dem Widerwillen ward eine innige Freundſchaft. Dabei geſtand er ſich und dem Oheim zugleich, daß er Friederiken nie zur Frau nehmen könne, ſie, die ihn in einer ſo unterwürfigen Lage im Hauſe geſehen. „Ich war nie ſo feſt überzeugt, ſchrieb er, von meiner Standhaftigkeit im Guten als diesmal.“

Als ſeine Lehrjahre 1792 ihrem Ende nahten, hatte er noch eine ſchwere Prüfung zu beſtehen. Bei einem Mittagsmahl, was ſein Principal Fremden zu Ehren gab, behandelte ihn Friederike, die ihm gegenüber ſaß, mit der größten Aufmerkſamkeit und verflocht ihn in jedes Geſpräch. Er trank Wein und ward fröhlich. Als beim Nachtiſch das Mädchen an ſeinen Stuhl trat, und ſich, um etwas vom Tiſch zu nehmen, über ihn bog, ſo daß er jeden Schlag ihres Herzens durch ihr blauſeiden Gewand fühlte, da war's um ihn geſchehen. Er hielt's nicht länger aus, ſprang auf, und lief bis in die Nacht wie raſend ſtundenweit durch's Feld. Seine Gedanken hatten ſein Heiligthum entweiht. Er wollte ſich ſelbſt ſtrafen; aber er ward ſchon geſtraft durch das Mädchen ſelbſt, die kalt und hart wie Eis und Eiſen gegen ihn war.

Seine contractliche Lehrzeit ging Michaeli 1793 zu Ende; da aber der Buchhändler Hoffmann in Hamburg ihn gern früher zum Ge-

hülfen zu bekommen wünſchte, entließ ihn ſein Lehrherr ſchon zu Oſtern. Bei einem feierlichen Mittageſſen hieß Böhme ihn aufſtehen, gab ihm einen leichten Backenſtreich, überreichte ihm einen Degen, nannte ihn Sie, und die Lehrzeit für den Buchhandel war geendet, die für das Leben noch nicht.

Im bequemen Reiſewagen rollte er mit dem neuen Principal, einem fein gebildeten Manne, nach Hamburg. Felder und Gärten blühten in Maienluſt, und unterweges hatte er das Glück mit dem hochberühmten Campe und ſeiner Familie, dem Educationsrath aus Braunſchweig, dem Verfaſſer des Robinſon und Theophron genau bekannt zu werden. Entzückt ſchrieb der Jüngling über den „langen, hagern, ſchönen Mann, über deſſen ganzes Weſen Würde verbreitet iſt, und aus deſſen kleinſter Handlung ein nur auf Vernunft beruhendes Betragen hervorleuchtet.“ — Ich fand ihn noch weit über das Ideal erhaben, das ich mir von ihm gemacht.

In Hoffmanns Hauſe, wo es feiner und vornehmer herging, als in dem ſeines Leipziger Principals, lernte er, bei einer Arbeit, die nie vor neun Abends aufhörte und oft halbe Nächte koſtete, viel, und hatte noch weniger Zeit zu ſeiner weitern Ausbildung.

Dennoch fand er ſie, der raſtlos ökonomiſche Jüngling und auch Zeit zum geſelligen heitern Umgang und Vergnügungen. Alles entzückte ihn, die Elbgegenden, Schröders Spiel, die Anmuth der Mädchen: „Wie iſt doch, rief er übermüthig aus, der Menſch von den Göttern begnadigt, dem wie mir die Liebe aus allen Poren dringt. Was muß ich nur an mir haben, daß alle Mädchen glauben, ich ſei in ſie verliebt, und dadurch bewirken, daß ich es wirklich werde? — Es iſt nur traurig, daß dieſe gewaltigen Weſen ſo ſelten uns beſſer machen wollen. Aber ſie verlangen nichts von uns, als lauter närriſche Dinge.“

Die Liebe zu Friederike war aber damit nicht erloſchen. Hatten ſie ſich doch bei ſeinem Fortgange von Leipzig verſprochen, ihre Kinderjahre nicht zu vergeſſen. Friederike hatte noch mehre Stunden, nachdem er Abſchied genommen, ſtill weinend am Fenſter geſeſſen, ſein Freund Neſſig hatte es ihm geſchrieben, und treu ſeinem Verſprechen gegen dieſen, ihm nichts, was ſein Verhältniß zu Frie-

derikens beträfe, zu verheimlichen, ſandte er ihm alle Briefe, die er von ihr empfing. So ſpann ſich noch lange dieſes wunderliche Verhältniß zwiſchen den beiden Nebenbuhlern fort, eine ſeltene Freundſchaft, weil ihre Wurzel die gemeinſame Liebe zu einem Mädchen und die einzige Bedingung des Bundes war, daß keiner etwas vor dem andern verhehlen dürfe. „Hier wäre die kleinſte Heimlichkeit das Grab der Freundſchaft.“ — „Du lebſt jetzt, ſchrieb ihm der Entzückte, unter den Augen meiner Friederike — meiner? Ja, denn mag werden, was will, ein Theil ihres Geiſtes iſt und bleibt mein. Friederike fängt mit mir an, Friederike fährt mit mir fort, und hört mit mir auf, kurz Friederike iſt Tag und Nacht in meinem Herzen.“ Ein andermal, als er die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubte, daß das Mädchen den Freund mehr liebe als ihn, ſchrieb er ihm: „Glaube mir, Bruder, es koſtete oft wahrlich ſchrecklichen Kampf, nicht ungerecht gegen dich zu werden. Einmal ſtand ich auf dem Punkt, dein Feind zu werden, aber ich überwand, und jetzt bin ich ruhig, wenn auch Thränen in meinen Augen ſtehen. Schreibe mir, was aus deiner Liebe werden ſoll, und alle meine Kräfte will ich für dich anſtrengen.“ Ein ſolches Verhältniß erſcheint heute wie ein Mährchen, aber jede Zeit erzeugt ſich im Kleinen ihre eigenen Sittengeſetze.

Die Einſamkeit ward ſeine Tröſterin, ſeine Briefe ſind ſchwärmeriſche Gedichte im Sinne jener Sentimentalität und Naturwehmuth, wie ſie damals Mode war. Aber zugleich verlangte er nach dem Umgang mit gebildeten Familien, weil die jungen Leute in der materiellen Handelsſtadt ſeinem ſtrebenden Sinne nicht genügten. Dies hielt ſchwer für einen Buchhändlergehülfen. Zwar gab es hoch und ernſt gebildete Kreiſe, aber nach der Hamburger Verfaſſung gehörte nur der Großhändler zu den höher Berechtigten, und die Sitte, welche die Geſellſchaft regelt, hatte dieſes Geſetz auch für ſich angenommen. Ein Buchhändler verkauft ſtückweiſe, alſo zählte er nicht zur Ariſtokratie. Das Sievekingſche gaſtliche Haus war allen geiſtigen Berühmtheiten geöffnet, Fremde aller Länder, Männer aller Richtungen fanden ſich ſonntäglich in Sievekings Villa an der Elbe verſammelt, oft gegen achtzig Gäſte am Mittagstiſch. Hier ſah man den berühmten, damals ſchon erblindeten Handelsſchriftſteller Büſch, den ebenſo berühmten Kapellmeiſter Reichard, Gerſtenberg, der Verfaſſer des Ugolino der in Altona lebte, Schröder,

überall ein gern geſehener Gaſt, die Brüder Unzer, den Herrn von Heß, ſpäter in Hamburgs kriegeriſcher Geſchichte von Wichtigkeit, und auch der greiſe Klopſtock erſchien nicht ungern. Ein glücklicher Zufall führte unſern Perthes in dieſes Haus, er fand eine wohlwollende Aufnahme, die ihm mit der Zeit einen Schatz werthvoller Bekanntſchaften eröffnete.

Durchgreifendere Bedeutung für ſeine innere Fortbildung hatten zunächſt einige gleich ihm auf ernſte Dinge gewandte Altersgenoſſen, die er durch die merkwürdige Miſchung von Zartheit und Kraft in ſeiner Perſönlichkeit ſchnell zu Freunden gewann: Speckter, Runge, Hülſenbeck. Sie nehmen mich auf in ihren Bund, ſchrieb Perthes; wie ſelig bin ich nun, denn durch ſie habe ich erhalten, was mir fehlte. Mir iſt wie einem Fiſch, der vom trocknen Lande in's Waſſer kommt. — Durch ſie ründete ſich ſein vervollkommter Glaube zur Ueberzeugung: daß nur die Tugend, welche einzig ihrer ſelbſt willen geübt wird, Tugend ſei, und gar keinen Beweggrund haben dürfe, der ſich nicht aus ihr ſelbſt herleiten laſſe. Die Tugend müſſe eine Tugend ſein ohne Fehl und Unterlaß.

Zuweilen glaubte er dadurch ſich nun mit ſich ſelbſt im Frieden, aber ebenſo oft verſchwand auch wieder jede Zuverſicht, und der Jüngling in den Zwanzigen verlor ſich wieder in ein Grübeln, in das der Halbknabe in ſeinem ſiebzehnten und achtzehnten Jahr ſich geſtürzt, und er wünſchte ſich die Kälte des Blutes und die Stumpfheit der Nerven eines Greiſes, um des heftigen Streites zwiſchen Leidenſchaft und Pflicht los zu werden. — Dann ſchwand ihm mit dem Glauben an ſeine eigene Vervollkommnung der an die Erreichung eines Tugendideals allüberall.

Er erkannte, daß er den Heldenmuth der Tugend aus dem Willen allein nicht kenne. Um ihn zu erwerben müſſe ja zuvor das Beſte in ihm getödtet werden, Gefühl, Herz, Phantaſie. Und doch, nur wenn er ſich dem Ganzen ſeiner Gefühle überlaſſe, habe er Kraft zu handeln. Das Herz, ohne höchſte Freude, höchſtes Leid empfinden zu dürfen, wenn es ſich kalt dem Willen in Allem fügen ſolle, werde ihm eine Höllenqual. Da tröſteten ihn die Freunde, indem ſie ihn auf einen, ihm bis da verborgenen Weg, der zur Erfüllung des Sittengeſetzes führe, aufmerkſam machten: er ſolle ja nicht ſein warmes und lebendiges Gefühl ertödten und es dem kalten, eiſernen Willen opfern; das Gefühl vielmehr müſſe, indem es durch

die Kunſt geläutert und gebildet werde, zum Herrn des Willens gemacht werden. Er ward auf Schillers Verſe verwieſen:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringſt du in der Erkenntniß Land!

und auf die:

Was wir als Schönheit hier empfinden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn.

Es zündete, Schiller ward nun ſein Führer; nur durch die Schönheit, und von ihr geleitet, wollte er ſich zur Sittlichkeit erheben. Er war ſelig in der Ueberzeugung, daß er nun ſicher gebettet ſei; aber daß die Straße durch das Morgenthor des Schönen nicht vor Irrung ſchütze, daß der Wanderer draußen vor manchem Kreuzweg zweifelnd ſtehen könne, und daß das Kunſtgefühl nicht Jedem in der Wiege mitgegeben, um es als Magnet zu gebrauchen, ſollte er ſpäter, bald, erfahren.

In grübelnder Selbſtqual dieſer Art ſind Viele untergegangen, Perthes Schutzgeiſt bewahrte ihn davor, indem er ihm einen tüchtigen praktiſchen Verſtand mitgegeben. Während ſein Geiſt in jene Fernen ſchwebte, lag vor ihm eine Lebensaufgabe, die kein Nebeln und Schwebeln vertrug, er mußte mit ganzer Seele denken, mit allen Leibeskräften arbeiten, um ſeine ſelbſtſtändige Exiſtenz zu begründen.

Sein Vertrag mit Hoffmann lief ab, und von allen Seiten ward der umſichtige, thätige, junge Mann angegangen, ein eigenes Geſchäft zu gründen. Es lag das auch in ſeinem eigenen Plane, und er traute ſich bei ſeiner erworbenen Kenntniß des Publikums, der beſondern Lage Hamburgs und dem großen Kreiſe ſeiner Freunde und Bekannten, die Kraft zu. Er wollte ein großartiges Sortimentsgeſchäft begründen, wie es, getrennt vom Verlagshandel, bis da weder in Hamburg noch überhaupt in Deutſchland beſtanden. Die bedeutendern neuen Erſcheinungen des Buchhandels aller Welt, ſollten dort ſtets vorhanden ſein. Er konnte darauf rechnen, nicht nur in Hamburg und den Hanſeſtädten, ſondern auch in Holſtein, Hannover, Mecklenburg, ja im ganzen Norden Deutſchlands bedeutende Abnehmer zu gewinnen. Zugleich ſollte damit ein großartiges Leſeinſtitut verbunden ſein; in freundlich geräumigen Zimmern ſeiner Buchhandlung ſollten die Novitäten ſtets zur Anſicht und zum Leſen die namhafteſten Zeitſchriften ausliegen, welche dieſe Erſcheinungen

beſprachen. Ein dauernder geiſtiger Verkehr zwiſchen dem unterrichteten Buchhändler und ſeinen Kunden dürfte damit, erſprießlich für beide, erwachſen.

Wir ſchicken hier in Kürze voraus, daß Perthes dies Inſtitut begründet hat, welches gewiſſermaßen dem deutſchen Buchhandel einen neuen Aufſchwung und eine neue Thätigkeit in denſelben gebracht hat; daß er durch daſſelbe in den vielſeitigſten Verkehr mit allen ausgezeichneten Männern Deutſchlands trat; daß er dies Geſchäft nicht wie ein Kaufmann betrieb, der nur an den Groſchen und Thaler denkt, der in ſeinen Sack fällt, daß er dabei vielmehr die höchſten und edelſten Zwecke für das Gemeinwohl verfolgte. Er betrachtete den Buchhandel als eine Ader, um alles Gute und Gemeinnützige in der Nation zu verbreiten, ja ſpäter um den zerſplitterten deutſchen Nationalſinn zu erhalten und zu retten; er meinte, daß ein gewiſſenloſer, nur auf den eigentlichen Gewinn ausgehender Buchhändler, der ſchlechte leichtfertige Sachen halte und ſeinen Kunden in die Hand ſtecke, den Geſchmack ganzer Orte und Gegenden verderben, wohingegen ein gewiſſenhafter durch richtige, umſichtige Auswahl Sinn und Sittlichkeit fördern könne. Dabei verwarf er aber mit eben ſolcher Entſchiedenheit den Vorſchlag ſeines Freundes Campe, der ein Buchhändlertribunal eingeſetzt haben wollte, um die ſchlechten Bücher von vornherein in Verruf zu erklären: das zu beſtimmen ſei nicht am Buchhändler, noch an der Obrigkeit, noch überhaupt an Menſchen, ſondern zuletzt am lieben Gott, und ohne Freiheit könne zwar viel Schlechtes geſchehen, aber nie etwas Gutes. Wir ſetzen hinzu, daß er bisher für alles geiſtige Leben ganz todte und gleichgültige Gegenden durch den erleichterten buchhändleriſchen Verkehr zur Theilnahme zog und elektriſirte; daß ſeine Arbeit geſegnet war und er ein reicher Mann ward; daß, obgleich herbe Schickſalsſchläge ihn mehrmals trafen und arm machten, er doch immer wieder mit neuem Muth und Vertrauen anfing und ſo zu dem Ziele gelangte, welches nur ein thätiger Menſch auf Erden erreichen mag.

Alle die Stadien in ſeinem buchhändleriſchen Leben zu verfolgen, würde uns zu weit ab führen, wo wir den ausgezeichneten Mann in vielfachen andern Beziehungen zu betrachten haben. Wir erwähnen nur, daß ſeine erſte Aufgabe ſo wenig eine leichte war, ohne eigenes Kapital das Unternehmen zu begründen, als die, unter einer unge-

heuren Arbeitslaſt und unter der Ungunſt der äußern Verhältniſſe es fortzuſetzen. Perthes unterlag aber nie den Sorgen der Gegenwart und desgleichen blickte er nie verzagt in die Zukunft, am wenigſten in dem, was ihn ſelbſt betraf. Nur durch das Vertrauen, was er, ſeine gewinnende Perſönlichkeit und ſein Charakter, einflößte, erhielt er den erſten Credit und das erſte Geld zu ſeinem Unternehmen, und auch wo er ihn, bei den vielen Wechſelfällen, noch mehrmals ſpäter bedurfte, konnte er ſeinen Gläubigern keine andere Hypothek bieten. Sie hielten dieſelbe aber für ſicher. Zur erſten Unternehmung hatte er ſeinen Kameraden und Freund Neſſig als Geſellſchafter zugezogen; er bewährte ſich nicht, und das Geſchäft blühte erſt recht auf, als Perthes es allein in die Hand nahm und dann ſeinen bewährten Freund Beſſer, der bald auch ſein Schwager ward, hinzuzog, von wo an die berühmte Firma Perthes und Beſſer ins Leben trat.

Um als ſelbſtſtändiger Buchhändler ſeine Verbindungen anzuknüpfen, war er 1796 nach Leipzig gegangen. Es ward ihm ſehr ſchwer, den Herren mit Zöpfen und Haarbeuteln Vertrauen abzugewinnen; aber es wartete ſeiner noch eine andere Prüfung. Er ſah Friederiken wieder, die er ganz aufgegeben, und die alte Leidenſchaft flammte mächtig in ihm auf. Er hatte ſich das Wort gegeben, nicht für ſich, ſondern für ſeinen Freund das Mädchen zu erringen. Ich ſoll entſagen und ich kann es nicht, rief er. Muß ich es denn auch dann halten, wenn ſie mich liebt, nicht ihn? Er ſah nur einen einzigen Weg, um aus dem Widerſtreit zwiſchen Leidenſchaft und Pflicht zu kommen. Er ſchrieb an Neſſig wahr und offen, aber noch ehe deſſen Antwort einlief, ließ er durch einen Freund Friederiken erklären: Perthes und Neſſig bäten beide um ihre Hand, ſie ſolle wählen; der Nichtgewählte werde in Ruhe zurücktreten und mit Treue für das geliebte Paar leben und arbeiten. Friederike hörte ruhig, ohne die Farbe zu ändern, lange ſchwieg ſie, dann antwortete ſie ſehr ernſt: „ich habe Perthes lieb, ich habe Neſſig lieb, aber meine Hand kann ich keinem geben.“

Damit war dieſer ſeltſame Roman zu Ende, aber nicht ohne tiefe Schmerzen für unſern Perthes. Er fühlte ſich wie vernichtet, und nicht nur um der eigenen getäuſchten Hoffnung willen, ſondern aus Gewiſſensbiſſen, daß er durch ſeine raſche Handlung das Glück des Freundes verſcherzt habe, und in den erſten Augenblicken des Un-

muthes hätte er nun gern alles, auch ſein großes Geſchäft aufgegeben. Glücklicherweiſe nahm Neſſig die Sache leichter.

Der erſte Gewinn, und zwar einer fürs ganze Leben, den er aus ſeinem Geſchäft zog, war die Bekanntſchaft mit dem Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi. Ein ſchlanker, hoher Mann mit feiner Geſichtsbildung, leicht gebräunter Farbe und ſinnenden, herrlich blauen Augen trat in den Laden. Seine Vornehmheit, die ſich im ganzen Weſen ausdrückte, hatte doch nichts Kaltes oder Abwehrendes. Die Folgen der Revolutionsſtürme hatten ihn aus ſeinem Pempelfort bei Düſſeldorf nach Hamburg getrieben, und bald erwuchs eine, von Seiten Perthes aus Bewunderung und Liebe hervorgehende innige Freundſchaft zwiſchen dem Buchhändler und ſeinem Kunden. Er ward wie ein lernbegieriger Jüngling in Jacobi's Haus aufgenommen und Perthes konnte ſeinem Oheim ſchreiben: „ich liebe und ehre den herrlichen Mann, wie ich keinen andern Menſchen liebe und ehre," während Jacobi bis zu ſeinem Tode eine ähnliche Anhänglichkeit für Perthes bewahrte und ſeinen Briefen häufig die Unterſchrift gab: „Der alte Jacobi an ſeinen wackeren und lieben Sohn Perthes."

Die Umwandlung in dem 24jährigen jungen Mann durch Jacobi war eine gewaltige. Lange hatte er ſich abgemüht das allein gültige Sittengeſetz zu finden, welches der Verſtand dictiren ſolle. Dann hatte er mit Freude das Gefühl in ſeinem Innern als den Leitſtern für das Leben ergriffen; ſeine jungen Freunde in Hamburg hatten ihn gelehrt, daß dies Gefühl zuerſt an der Kunſt gebildet und geläutert ſein ſolle; aber er konnte ſich den Kunſtſinn nicht anzwingen. Nun beſtätigte ihm Jacobi, ein von der Welt hochgefeierter Mann, und mit dem ganzen Zauber einer mit ſich fortreißenden Erſcheinung, er ſolle am Gefühl feſthalten, denn der Schöpfer habe dem Menſchen urſprünglich die Wahrheit in demſelben offenbart, aber ein unerforſchliches Ereigniß habe die urſprüngliche Offenbarung im Gefühl geſtört und getrübt, und daher irre und ſündige der Menſch. Wenn er nun mit dem Verſtande ſich die Urſache aller Dinge conſtruiren wolle, verirre er auf's Neue, oder finde einen Gott, der doch nur der todte Abgott des Verſtandes bleibe. Da aber Gott ſich im Gefühl fortwährend und unmittelbar offenbare, ſo müſſe der Menſch auf dieſe unmittelbaren Offenbarungen fortwährend Acht haben, und ſie von den Eindrücken der Sinnenwelt, wie von den Einflüſſen des

Verſtandes zu befreien lernen, um auf dieſem Wege zu einer immer tieferen Erkenntniß der ewigen Wahrheit zu gelangen.

Perthes hatte ſich wieder aufgerichtet, eine neue Laufbahn ſchien ſich ihm zu öffnen, auf der er ſichern Schrittes bis zum Ende ſchreiten könne, und das Dankgefühl für den, der ſie ihm aufgethan, verließ ihn nicht, ſo lange er lebte. Aber er ſelbſt ward bald inne, daß die Bahn doch nicht zum Ziel führe. Jacobi hatte ihn mit Claudius in Wandsbeck bekannt gemacht, von dem Perthes ſchon früher gerühmt: wie „jede Zeile ſeiner Schriften ein Zeugniß davon ablege, daß der Funke, der unſere göttliche Abkunft bekundet, in ihm wach ſei, wie in keinem andern.“ Die nicht anſehnliche Geſtalt des Mannes im bequemen Hausrock, mit ſeiner kränklichen Geſichtsfarbe, dem ſchlicht zurückgeſtrichenen, von einem Kamme zuſammengehaltenen Haare, machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Claudius hielt unverrückt daran, daß die Offenbarung, wie ſie die Bibel aufgefaßt, die einzige Quelle der wahren Religion ſei. Nur die Sünde habe die Zerſtörung in die Schöpfung gebracht, und nur die Sünde habe die Scheidung zwiſchen Gott und Menſchen hervorgerufen. Das Jacobi'ſche Gefühl könne daher, wenn er auch noch ſo aufpaſſe, den Menſchen nicht zur Erkenntniß führen, ſondern er habe ſein Heil nur und allein im Glauben an die hiſtoriſche Erlöſung des Menſchengeſchlechts durch Chriſtus zu ſuchen. — Die Perſonen ſtanden damals, auch wenn ſie in den verſchiedenſten Richtungen ſich bewegten, in größerer Duldſamkeit ſich gegenüber. Jacobi und Claudius blieben innige Freunde, jener pries dieſen glücklich, wenn er ein helleres Licht gefunden zu haben glaubte, dieſer rühmte an jenem, daß er wenigſtens die Ahnung zur Wahrheit gefunden.

Perthes hatte bis da zu ängſtlich auf ſich, auf ſeine Stimmung Acht gegeben, er begann jetzt zu ahnen, daß ein Zuſtand des geiſtigen Seins möglich ſei, wo dies Auflauern nicht nöthig, der befriedigte Geiſt ſich ſelbſt ſich überlaſſen könne. Ich habe eine Sicherheit kennen gelernt, ſchrieb er den Hamburger Freunden, die ihn vor Jacobi's und Claudius myſtiſcher Richtung warnten, welche andern ihre Wahrheit und ihr Recht auch vergönnt, und ſeitdem ſtehe ich freier.

Aber er ſtand bald nicht mehr frei. Er hatte Menſchen gefunden, die in einer früher ihm nicht vorgekommenen Weiſe Eins mit ſich erſchienen, und nach langen, heftigen innern Kämpfen gelangte auch Perthes auf den religiöſen Standpunkt, auf dem Claudius ſtand.

Sein Glaube an den Erlöser und das Erlösungswerk ward indeß kein fanatischer, noch weniger ein finster verfolgungssüchtiger Glaube. Während er für ihn die Säule ward, an die er gelehnt allen Stürmen, die in seinem bewegten Leben ihn trafen, muthig ins Auge sah, kehrte er gegen andere nur das Christenthum heraus, welches in der Liebe des Gesetzes Erfüllung findet. Es entschlüpfte ihm wohl, daß er später manchen für einen Christen erklärte, der sich selbst nicht dafür erkenne, aber die wahre Liebe und Demuth habe. So fest stand er dann auf diesem Boden, daß er in seiner Thätigkeit weit ausgreifen, ja, was seltener, daß er auch den entschiedenen Gegner auf seinem Standpunkt achten konnte. So konnte er Goethe nach wie vor bewundern, indem die Entwickelung seines Heidenthums wahr und schön; nirgends wo erscheine es so scharf und bestimmt als der andere Pol des Christenthums als bei dem großen Dichter. „Aber, rief er aus, es versuche nur Einer ehrlich, ein Goethischer Heide zu werden und wirklich auf eigenen Füßen zu stehen, — das wird ihm Arbeit genug kosten und dem Christenthum viele Proselyten zuführen."

Endlich war sein Glaube der erweckenden Natur, daß er ihn nicht abhielt seine Pflicht als Bürger, im weitesten Sinn, zu thun; nein er spornte ihn da noch an zum Schaffen und Wirken, wo andere verzweifelten, und himmelweit war sein Christenthum von demjenigen verschieden, welches ein schlaffes sich Fügen in alles, was über uns verhängt scheint, weil uns der Muth abgeht zum Widerstehn, ein die Hände in den Schooß legen, weil wir die Anstrengung scheuen, sie zu erheben, zur Pflicht machen will, und alle Thätigkeit, Kraft, Begeisterung, Selbstprüfung als mit der Demuth für unverträglich, und dagegen Ruhe, Ordnung und Gehorsam gegen alles was von einer weltlichen Obrigkeit ausgeht, als das Wesen eines christlichen Bürgers erklären möchte. Sein Christenthum war ein lebendiges, Leben zeugendes, und das hat Perthes bewährt, so lange er lebte. Zu jenem religiösen Resultat hatte Perthes nicht allein der Umgang mit Claudius und Jacobi gebracht, sondern der durch beide ihm eröffnete mit den ausgezeichneten Geistern und Familien, welche zufällig damals in Holstein sich begegneten. In Eutin stand Graf Friedrich Leopold Stolberg, als Präsident der Regierung, unter ihm arbeitete Nicolovius, der spätere Director im Preußischen Cultusministerium, mehrere aus den alten gräflichen Familien Reventlow,

Bernstorf und Moltke lebten auf ihren benachbarten Gütern, Männer ebenso von Feinheit und vornehmer Weltbildung als reger Theilnahme an allen Bewegungen in Literatur, Kirche und Staat. Claudius und Stolberg, der im Uebertritt zum Katholicismus sich befand, waren in lebhaftem Verkehr mit der geistvoll gelehrten Fürstin Gallitzin in Münster, welche, im Kreise eifriger Katholiken, der Droste-Vischering, Katerkamp u. A., unter dem Schutz des damaligen Domcapitular von Fürstenberg, eines bedeutenden Mannes, demselben Drange nach sittlicher Vervollkommnung lebte, wie Perthes, ihr Ziel aber schon längst im Schooß der katholischen Kirche gefunden hatte. Der eifrige protestantische Glaube in den holsteinischen Familien fand damals Brücken der Verständigung zu den eben so eifrigen Katholiken im Münsterlande, weil beide in der Opposition und Reaktion gegen den herrschenden Indifferentismus und Rationalismus des Zeitalters waren.

In Claudius ländlichem Hause war aber noch ein anderer Magnet, der unsern Perthes unwiderstehlich anzog. Caroline, die älteste Tochter, hatte, obgleich von angenehmen, regelmäßig edlen Zügen, feiner Farbe und schlanker Gestalt, nichts was auf den ersten Augenblick hinriß, aber aus dem lichtbraunen Auge blickte ein Reichthum der Phantasie und eine Tiefe des Gefühls, eine Kraft und Ruhe des Charakters und eine helle Klarheit des Verstandes vor, welche mit stiller Macht die Gemüther anzog. Ihr ganzes Leben hindurch, schreibt ihr Sohn von ihr, flößte sie Jedem, der ihr näher trat, hingebendes Vertrauen ein; zu ihr kamen die Fröhlichen und waren sicher, freudige Theilnahme zu finden, und für Viele ist sie in äußeren und inneren Leiden eine Quelle des Trostes, der Ergebung und neuen Muthes geworden. In den einfachsten häuslichen Verhältnissen aufgewachsen, empfand sie ihr ganzes Leben hindurch eine Scheu vor den Berührungen mit der äußern Welt, obwohl sie schon in des Vaters Hause vielfach und in innigster Berührung und Freundschaft mit edlen aristokratischen Familien gelebt und der spätere Wohlstand ihres Gatten sie sicher aufzutreten berechtigte; ja noch mehr, obgleich sie hochgebildet war, der neuern Sprachen kundig, ja im lateinischen so weit fortgeschritten, daß sie ihren Söhnen wesentlich nachhelfen konnte, dazu begabt mit einer reinen Stimme, die sich noch im Alter erhielt, und einem sichern musikalischen Urtheil. Aber ihr ganzes Wesen war eine kindliche Vertrautheit mit Gott und

immer ſchien ihr dieſer unbefangene Umgang in Gefahr geſtört zu werden, wenn ſie in zu nahe Berührung mit dem unruhigen Treiben der Welt gerieth. So ſchrieb ſie nach dem Tode einer Schweſter an ihre mütterliche Freundin, die Gräfin Reventlow: „ſanft iſt ſie eingeſchlafen, aber ſie hat ſchwere Stunden gehabt, ehe ſie ſo weit war, und da ſie jetzt die Arbeit des Sterbens überſtanden hat, möchte ich ſie nicht zurückwünſchen, auch wenn ſie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb iſt mir das Sterbebette geworden! Dem, der zuſieht, wird hier beſonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzuſehn, was uns im Tode halten und begleiten kann.“

Am Weihnachtsabend 1796, als er im Wandsbecker Schloſſe, das Jacobi bewohnte, und die Claudius'ſche Familie zum Feſt beſuchte, mit Caroline allein war, konnte Perthes kein Wort ſprechen, ihm war ſo unausſprechlich ſtille und wohl im Herzen, wie er es noch nie geweſen war. Hoch oben am Weihnachtsbaume hing bei der Beſcheerung ein Apfel, ſo ſchön wie kein anderer. Mit halsbrechender Kunſt holte er ihn herab, und reichte ihn, dunkel erröthend, zur Verwunderung der andern, dem Mädchen. Nun ging es, wie es ſo zu gehen pflegt, aber Niemand ſprach. Der alte Klopſtock nur ſagte, als er im folgenden Jahr mit Perthes von Claudius ſilberner Hochzeitsfeier nach Hamburg zurückfuhr: „Die Liebe, die wir andern Euch beiden lange ſchon anſehen, kennt Ihr jungen Leute ſelbſt noch nicht.“ Perthes aber kannte ſie ſehr wohl, und wagte nur nicht ſich dem Vater zu nähern; des Mädchens war er bald gewiß. Der Liebesroman ging dann ſtill ſeinen Gang, bis es zu der Erklärung kam, die Perthes zu einem Seeligen machte. Nur mit dem alten Claudius hatte er ſeine Schwierigkeiten, Perthes war ihm zu jung, unruhig, ſein großes Geſchäft zu gewagt unternommen, auch war er nicht ohne Eiferſucht, daß ſeine Tochter einen jungen unerfahrenen Mann mehr liebe als den alten Vater. Das gab denn noch, wenn auch nicht grade Kämpfe, doch ein verdrießliches, banges Hinzögern, bis der Roman, wie in der Regel die Liebesromane, ſchloß, der Vater ſeine Einwilligung geben mußte, und Perthes und Caroline 1797, nachdem zuvor in Gegenwart der Fürſtin Gallitzin, ihrer Tochter, Overbergs und Friedrich Leopold Stolbergs die feierliche Verlobung ſtattgefunden, ein glückliches, ein überaus glückliches Ehepaar wurden.

Als Perthes, während die Sache noch in der Schwebe ſtand, nach Leipzig gereiſt war, und weil er auf ſeinen Brief keine Antwort von Caroline erhalten, ſehr bang war, kam ein Troſtbrief von Jacobi's Schweſter: Caroline hatte dem Vater, der ihr geſagt, ſie dürfe nicht ſo ſchreiben, als wenn er ſchon ſeine Einwilligung gegeben, geantwortet: „wenn ich nicht ſchreiben darf, wie mir ums Herz iſt, ſo kann ich überhaupt nicht ſchreiben, ſondern Du mußt ſchreiben und erzählen, warum ich ſtumm bleibe.“ An die Fürſtin Gallitzin ſchrieb Caroline, nach des Vaters Einwilligung: „Ihnen, meiner lieben Mutter Amalie, muß ich es ſelbſt ſagen, daß ich Braut bin, und daß ich es gern bin. Ich fühle es zwar, wie groß und wichtig der Schritt für Zeit und Ewigkeit iſt, aber ich glaube, daß ich ihn nach Gottes Willen thue, und kann nun nichts weiter, als ihn um ſeinen Segen bitten, und das müſſen Sie auch in meinem Namen thun, liebe Fürſtin. Mit voller Wahrheit kann ich ihnen ſagen, daß mein lieber Perthes ein guter Menſch iſt, der ſich ſelbſt noch nicht für formirt hält, ſondern weiß und fühlt, daß er noch nicht mit ſich fertig iſt, und da, denke ich, können er und ich gemeinſchaftliche Sache machen und werden mit Gottes Hülfe weiter kommen.“

Und dieſe Gefühle der glücklichen Braut gingen auf die Frau über, ſie dauerten ungeſchwächt bei der Matrone bis zu ihrem Ende fort. Keine Widerwärtigkeiten, keine Schickſalsſchläge lockerten das Band der zärtlichſten, vertrauensvollſten Liebe, die zu allen Opfern, auch den allergrößeſten, bereit war; und wenn je ein Schatten über ihre eheliche Einigkeit dahin flog, war es Carolinens Gefühl, daß ihr Mann, in ſeiner innerſten Natur ganz zum Schaffen und Wirken im bewegten Leben beſtimmt war, und ſie, vermöge ihres ſtill ſinnigen Weſens, das ſich immer frei zu halten geſucht von jeder lebhaften Theilnahme für das Vergängliche, ihm nicht ſo folgen, ſo ihn begleiten konnte, wie ſie gewünſcht. Sie ſtand als Kind und Jungfrau in ſo unmittelbarer Nähe zu Gott, ſie liebte nichts mehr, und nun fühlte ſie und mußte ſich geſtehen, daß ſie nicht mehr ſo allein, daß ſie, ohne den Mann, der ihre ganze Liebe hatte, nicht mehr ſtehen könne, und in banger Wehmuthsſtunde fragte ſie ſich, ob das nicht Sünde ſei? Perthes achtete dieſe Natur, er war fern davon ſie zu ſeiner Anſchauung, ſeiner Thätigkeit hinüber zu ziehen, „denn, ſchrieb er, einem innern Leben anderen Inhalt

geben, auf den fremden Stamm die eigene Frucht pfropfen zu wollen, das ist Sünde.“

Wie Perthes Gefühle für die geliebte Frau im Verlauf der Jahre zu einer poetischen Innigkeit sich steigerten, davon giebt eine Reihe Briefe Auskunft, aus deren einem wir nur einiges zur Charakteristik des seltenen Mannes mittheilen, den wir bald auf einem ganz andern Felde zu betrachten haben, wo kein Raum mehr für das Spiel der Empfindungen ist.

„Als ich noch Mädchen lieb hatte, hie und da, schrieb er im dritten Jahre seiner Ehe, als ich die Leipziger Friederike lieb hatte, als ich anfing, Dich kennen zu lernen, da suchte ich nur zu erobern, zu gefallen, wollte immer nur mich, war immer Ich. Aber an dich, an dich jetzt habe ich mich verloren; ohne dich bin ich nichts, habe ich nichts, bin ich mir selbst ein Nichts. — Du, ja du, mein mir ewig junges Mädchen, Du hast mich neu geboren, wenn du nicht da bist, so ist alles rund um mich her kalt und interesselos, nur du giebst Allem Ton und Farbe. Ich wußte es nicht, daß mein Herz noch so frisch wallen könnte! Ich glaubte die erste Liebe wäre vorbei; aber nun seit ich dich besitze, nun erst ist erste und unendliche Liebe; wo soll, wo kann sie aufhören? Immer lieben, immer mehr und inniger lieben! Jeden Morgen neue Liebe und jeden Abend ruhen an deinem Herzen. Ach auch ich erfahre es wohl, wie es Einem öde und kalt in Mark und Bein sein kann, aber im Stillen schlägt doch das Herz.“

Liebesergüsse, die wir nur noch aus ältern Romanen kennen, kamen jener Zeit auch in der Wirklichkeit vor, aber es ist gewiß ein seltener Fall, daß ein Geschäftsmann von so umfassender Thätigkeit, solchem Umblick in alle Verhältnisse des Lebens und einem so kühnen Unternehmungsgeist, der immer das Richtige trifft, ihnen huldigt.

Hamburg erlebte in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts in Folge zu vermessen gewagter Speculationen, furchtbare Handelserschütterungen und weit über Hundert der angesehensten Häuser fielen. Perthes konnte von sich sagen: Was man in der Welt Glück nennt, habe ich wirklich, denn Alles, was ich unternehme, ge-

lingt mir; aber er erkannte, daß er viel davon der Verbindung mit ſeinem trefflichen Aſſocié, Freund und Schwager Beſſer, dem Glück und der Ordnung in ſeinem Hausweſen verdanke und dem feſten Bewußtſein, daß, indem er reich ward, er allen Eigennutz von ſich fern hielt.

Er ſchuldete indeß dabei auch der glücklichen Lebensſtellung Dank, in die er mit allen ausgezeichneten Männern ſeiner nähern und fernern Umgebung gerathen war; ja, man kann ſagen, er kam mit allen Geiſtern, die in Deutſchland auf die Gemüther Einfluß übten, in freundſchaftlichen und innigen Verkehr, wie wir das bald ſehen werden, und ſolche Verbindungen, wie ſie leider nur zu oft dem Gemeinen und Schlechten, mögen auch dem Guten und Edlen helfen. Perthes ward durch ſie ſittlich und geiſtig ein Mann im vollen Sinne des Wortes, der in ſeiner Zeit mitſprechen und mitwirken konnte, aber er gewann durch ſie auch in ſeinem Geſchäftsverkehr eine große Hülfe.

Wir werden ſpäter ſehen, welchen Anhang er im niedern Bürgerſtande in Hamburg hatte; wir ſahen wie ſeine Freunde aus dem Kaufmannsſtande ihm ſein Unternehmen durch ihr Vertrauen, ihre immer bereitwillig geſpendeten Geldmittel ermöglichten. Waren es anfangs auch nur religiöſe Bindemittel, und die Claudius'ſche Familie, welche den ſchlichten Bürger mit der einflußreichen Ariſtokratie weit umher in nahen Verkehr brachten, ſo dauerte die thatkräftige Freundſchaft doch auch da fort, wo dieſes Bindemittel ſich allmälig löſte. Die Fürſtin Gallitzin, die Droſte-Biſchering in Münſter hatten wohl darauf hingeſpielt, daß der raſtlos nach der Wahrheit ſuchende Mann ſich endlich zu der Wahrheit bekennen werde, welche ſie nicht mehr ſuchten, weil ſie dieſelbe ungetrübt zu beſitzen glaubten. Aber obgleich Perthes entſchieden Proteſtant blieb, veränderte dies in ihrer Freundſchaft nichts und bei der Taufe von Perthes Kinde ſtanden die Gallitzin, Klopſtock und Claudius gemeinſchaftlich Gevatter. Graf Friedrich Leopold Stolberg, obgleich zwanzig Jahr älter, ward ihm mit den Jahren ein immer eifrigerer Freund, und ohne ihn zum Katholicismus bekehren zu wollen! Unter den Reventlow's nannte er den Grafen Cajus Reventlow auf Altenhof, ſeinen in Rath und That bewährteſten Freund. Als derſelbe 1834 ſtarb, ſagte er von ihm: „Einer der letzten großartigen Adligen einer vergangenen Zeit!“ Graf Adam Moltke, der tolle Moltke genannt, ein

Heros an Schönheit der Gestalt und in geistiger Ueberkraft aufsprudelnder Geist, der nur für diese Kraft keine Wirksamkeit im Leben, für seine Gedanken keine Form fand, stand ihm im Leben vielleicht am nächsten, während er im Glaubensgebiet auf eine andere Seite neigte. Der innigsten Freundschaft that dies keinen Eintrag. Wenn er in Hamburg war, war es um Perthes Nachtruhe geschehen. Beide Männer saßen, wenn der Buchhändler zwischen neun und zehn aus seinem Geschäfte kam, im heftigen, leidenschaftlichen Gespräch sich gegenüber, und mehr als ein Mal mußte die aufgehende Sonne die nie einig werdenden erinnern, daß es Zeit sei aufzubrechen. Als im Jahre 1803 den Grafen Moltke das Gerücht in Florenz ereilte, Perthes werde seine Zahlungen einstellen müssen, schrieb er auf der Stelle an seinen Geschäftsführer in Hamburg: „helfen Sie sogleich meinem Freunde mit Allem was ich habe," und legte die Vollmachten bei. So stand im innigsten geistigen Verkehr zu Perthes Graf Christian Stolberg's Gattin, die Gräfin Louise, eine geistvolle Dame, die alle Dogmatik für Götzendienst erklärte, und auch diese tiefe Kluft im Glauben konnte die Freundschaft nicht lockern.

So bedeutende Menschen und so verschiedene Verhältnisse, unter denen Perthes sich bewegte, mußten ihn selbst zu einem neuen Menschen heranbilden. Da konnte er an seinen Schwarzburger Oheim schreiben: „Sie denken oft an ihren Fritz, aber der Fritz, an den Sie denken, bin ich nicht mehr. Sie kannten mich als ein Kind, welches Gutes hatte, welches man lieben konnte, und welches sich gern lieben ließ und mit Herzlichkeit wieder liebte; als ein Kind, welches leicht begriff und nicht ohne Witz war, aber auch eine äußerst gefährliche Lebhaftigkeit und eine bis zur Kränklichkeit getriebene Reizbarkeit besaß. Seitdem ist manches Jahr vergangen; was ist von alledem, was das Kind in sich hegte, geblieben, was dazu gekommen, was hat das Kind kindliches ... sich behalten?"

Perthes hatte als siebenzehnjähriger Jüngling beim Ausbruch der französischen Revolution die Begeisterung seiner Zeitgenossen für dieselbe getheilt; als die Kriege ausbrachen, stand er mit seinem Herzen ganz wieder auf deutscher Seite. Er hatte aus Thüringen nach seinem Hamburg, wo er Bürgerpflicht übernommen, ein „Kaiserliches Herz" mitgebracht, und neben seiner vorwiegend religiösen Natur hatte sich der lebendigste politische Sinn in ihm entwickelt. Aber es war ein Sinn, allem Unbestimmten und Theoretischen fremd; er war nicht

Weltbürger, noch war er ein Thüringer oder Hamburger Lokalpatriot, er war mit Seele und Leib ein Deutſcher. Je größer, gefahrdrohender Napoleons Macht anwuchs, um ſo dringender fühlte er das Bedürfniß, mit wahrhaften Deutſchen von großartigem Sinn ſich zu verſtändigen, um an ihren Anſichten und Ausſichten ſich Rath und Troſt zu erholen. So ſchloß er ſich an Johannes Müller und Niebuhr an, von denen der erſte damals, 1804, im Verein mit Gentz, alles aufbot, um ein entſchloſſenes und vereintes Auftreten Oeſterreichs und Preußens gegen den gemeinſamen Feind zu bewirken. „In dieſer Zeit muß (ſchrieb Perthes an Müller 1805) Alt und Jung, Reich und Arm, Stark und Schwach, wer nur das Vaterland, Freiheit, Ordnung und Geſetz liebt, zuſammenhalten.“ Perthes war ein ſo inniger Verehrer von Müllers geiſtiger Größe und Wahrheit geworden, er betrachtete ihn als das geiſtige Haupt des deutſchen Lebens, daß er noch ſein Vertheidiger blieb, als ſeine deutſchen Freunde ſeine Ankläger wurden. An Niebuhr knüpfte ihn mehr als Verehrung, eine Freundſchaft, die an Stärke und Innigkeit bis zu deſſen Tode zunahm, obſchon ſie ſpäter einmal auf den Grund erſchüttert ſchien, als Perthes in Niebuhr eine Geſinnung und Abſichten entdeckte, die er als nur preußiſch und nicht deutſch verdammen zu müſſen glaubte. Niebuhr blieb von tiefer Achtung erfüllt „vor der herrlichen Kraft und der männlichen Lebenstüchtigkeit des ungelehrten Freundes.“ Ueber dieſe Eigenſchaft war Perthes ſich ſelbſt ſo bewußt, daß er einmal an Joh. Müller ſchrieb: „Ich weiß, wer und was ich bin, und eile immer, nicht meine Unwiſſenheit zu verbergen, ſondern ſie zu offenbaren, damit nicht Zeit verdorben werde; halten Sie dieſe Beſcheidenheit auch nicht für zu groß, denn ob ich wohl weiß, daß ich nichts weiß, ſo weiß ich doch auch, daß ich viel kann.“

Mit Schmerz und bitterem Unwillen ſah Perthes die ſtumpfe Gleichgültigkeit, in welche Männer, der Stolz der Nation, ſich nach den Schreckensereigniſſen der Jahre 1805 und 1806 gegen das grenzenloſe Leiden Deutſchlands und gegen den frevelnden Uebermuth ſeiner Peiniger abſchloſſen. Er ſchrieb an Jacobi: „So wenig Rettung für einen Sünder zu hoffen iſt, der, um die Reue nicht zu fühlen, Karten ſpielt, ſo wenig wird unſer Volk, wenn ſeine Beſten ſo ſich betäuben, dem Schickſal entgehen, ein verlaufenes, über die Erde zerſtreutes Geſindel ohne Vaterland zu werden.

— Wir büßen die Sünden unserer Väter. — Muß das Herz uns nicht deshalb schon groß werden, daß wir grade in der schlimmsten Zeit leben!“ — „das ist ein hochsinniges Wort, antwortete ihm Müller. Sie sind ein Mann von seltener Seele, ich liebe Sie sehr.“ — Nach der Schlacht von Ulm hatte er an Müller geschrieben: „Mann, in alten Zeiten war der Geschichtsschreiber seines Volkes zugleich der Rathgeber, oft auch der Führer seines Volkes. Für Sie, der Sie bisher durch Schrift die Herzen für das Vaterland gewonnen, ist es jetzt an der Zeit, durch Wort, Gegenwart und Geist zu wirken. Gehen Sie hin zu Preußens König und sagen Sie ihm, was er, ein Deutscher, für Deutschlands Stellung thun kann. Umsonst ist Preußen nicht auf diese Spitze gestellt. Falte Preußen Deutschlands Panier auf, so schließen Alle sich an, um nur endlich als Nation der Gefahr ins Auge zu sehen und nicht Knechte eines Volkes zu werden, welches sich als Verstandesmaschine von der Faust des Einen gebrauchen läßt, der Alles in der Welt gleich niedrig zu machen strebt.“ — Perthes war in Berlin, um zu sehen, wie man Haugwitz die Fenster einwarf; als er nach Hamburg zurückgekehrt, schrieb ihm Johann Müller: „Die Weltbegebenheiten sind nun über alle politische Berechnungskraft erwachsen. Gewöhnliches hilft nicht mehr. Gott muß etwas Unvorhergesehenes herbeiführen. Zorn und Furcht sind von mir gewichen. Die Scene ist zu feierlich. Der Alte sitzt zu Gericht, die Bücher werden aufgethan und die Nationen und ihre Fürsten gewogen. Was ist, wird nicht bleiben; was war, schwerlich so wiederkommen, und nicht darin wird der Unterschied liegen, daß dort, wo ein italienischer, oder deutscher, oder slavischer Schwächling herrschte, nun ein Corse herrschen wird.“

In Hamburg bedauerten die Wenigsten den Untergang des deutschen Reiches, und sehr Verständige waren froh, daß ihre Reichsstadt nun der Ausgaben für Wien und Regensburg überhoben sei. Sie meinten, was brauche ein Hamburger Bürger sich darum zu kümmern, Hamburg bleibe immerdar Hamburg. Napoleon meinte es anders. Nachdem er Preußen bei Jena vernichtet, ließ er Hamburg besetzen; bei Todesstrafe ward jeder Verkehr mit England verboten und damit war Hamburg vernichtet. Perthes war schon damals der größte Sortimentshändler in Deutschland und Niebuhr nannte ihn scherzend: den Buchhändlersouverain von der

Ems bis an die Oſtſee. Aber wer kaufte damals Bücher, und in ſeinem Hauſe lagen ein Dutzend Spanier und Gensd'armen, die ihn faſt zur Verzweiflung brachten.

Perthes war der feſten Ueberzeugung, daß die Deutſchen das ausſchließliche Leben in Wiſſenſchaft und Kunſt verlaſſen müßten, und jetzt auf ein auch handelndes Leben angewieſen ſeien; aber ſo wie ſie denkend und dichtend nicht allein für ſich, ſondern für die geſammte Kultur gearbeitet hätten, ſo ſollten ſie, eingetreten ins handelnde Leben, handelnd für ganz Europa zu wirken haben. „Nur die Deutſchen können Europa retten: es kann ſein, ſchrieb er 1807, daß den Deutſchen das letzte Stündlein geſchlagen hat, aber Europa wird es fühlen.“ Auf die Fürſten traute er ſeit dem Tilſiter Frieden nicht mehr. „Ein Mittel nur, das iſt jetzt klar geworden, kann Hülfe gegen Napoleon geben, das Revolutioniren der Völker.“ — „Von außen kann uns Hülfe nicht mehr kommen; wir ſollen und müſſen uns ſelbſt helfen, aber dem tüchtigen Volke iſt, wie jedem ehrlichen Menſchen, die Hülfe von oben, das Licht und der Erlöſer, verheißen.“ — „Auch der allergewöhnlichſte Gemeinſinn iſt unter den Geſchäftsführern, den Machthabern und Stimmgebern erloſchen.“ Nach der Ausſöhnung der Fürſten zu Tilſit, meinte er, würden die Völker, nachdem ſie Gut und Blut, Ehre und Eigenthum daran geſetzt, unter der Leitung dieſer Führer es nicht mehr wagen. Allenthalben unter dem deutſchen Volke erblickte er dagegen ſeit 1806 Wille, Entrüſtung und Kraft, welche es zum Befreier Deutſchlands und Europas machen müſſen und forſchte nur nach den Mitteln, durch welche es, ſeinen verzagten Regierungen gegenüber, ſelbſtſtändig ſich bewegen könne. „Auch im Joche müſſen wir Deutſche bleiben, auch in der äußeren Bedrängniß und Verwirrung muß der deutſche tiefe Sinn für Wahrheit und Recht unverwirrt erhalten bleiben; wir müſſen uns ſelbſt überleben und die einſtige Auferſtehung wird nicht ausbleiben.“ Seine erſte und nächſte Hoffnung ſetzte er deshalb auf Napoleon ſelbſt: „Die Völker müſſen erſchreckt werden, ſonſt gewöhnen ſie ſich an Alles.“ „Nur zu, rief er bei den franzöſiſchen Gewaltverfügungen, das hilft! Der Haß der Deutſchen wird gründlicher werden als einer ſonſt.“

Er fühlte ſich ſelbſt noch jugendlich und der Muth, ſeine Stellung einzuſetzen, wenn es galt war ihm angeboren. „Wer Kraft, Geiſt,

Größe und Leidenschaft in irgend einem Grade hat, rief er, der soll und muß jetzt den Blick nach außen richten, um mitzuschaffen und gestalten. Wer jetzt nur in seinem Innern Bedeutung hat, hat gar keine Bedeutung." „Und Gottlob, sagt er an anderm Ort, ich habe eine Frau, die meine Gefühle theilt, und, wenn Noth am Mann ist, mir den Muth nicht nehmen wird."

Aber Perthes war viel zu praktisch, um zu unbesonnenen Handlungen sich hinreißen zu lassen. Wo jedes Auflehnen des Einzelnen rasende Thorheit gewesen wäre, hob er sich auf für bessere Zeit, und ließ nur nicht ab anzuregen, wo er nur einen Menschen fand, „der Kopf und Herz hatte." „Rechts und links treibe ich an, daß jeder auf seinem Posten bleibe und nichts aufgebe." Er wollte alle, die einen Beruf hatten, geistige Leiter ihres Volks zu sein, zu gemeinsamem Wirken verbinden, einen Mittelpunkt stiften, wo Kraft an Kraft sich lehne, und die Berührung neue Kraft wecke. Vielleicht schließe sich daran ein Thatenbund, für dessen Ausbreitung ihm nicht bange war. Aber der Mittelpunkt ging ihm verloren — durch Johannes Müllers Abfall. Das Haupt der deutschen Geister hatte eine Ministerstelle unter König Jerome von Westphalen angenommen. Diese Wendung war für Perthes qualvoll. Er schrieb an seinen Schwager, des Philosophen Jacobi Sohn: „Ueber Müller fälle kein Endurtheil, du hast ihn nicht gesehen; gesehen aber muß man ihn haben, um das unvertilgbar Große in ihm anzuerkennen und des guten Menschen gewiß zu sein und zu seinen Schwächen, Fehlern, vielleicht auch Lastern, den Schlüssel zu haben." — Der große Geschichtsschreiber meinte es ernst und wahr mit seinem Volke. Er hoffte wirklich auf dem Wege, den er einschlug, dem einzig möglichen, wie er meinte, für die Deutschen wirken zu können und in Napoleon sah er das Werkzeug Gottes, welches die Bestimmung habe, ein Neues, nie Dagewesenes in die Weltgeschichte einzuführen. „Mir ist der Mann (Müller) was er mir vorher war, aber Unrecht hat er, und für die Nation ist er verloren."

Zu einem Thatenbund war die Zeit noch nicht gekommen, es galt für Perthes nur einen Gesinnungsbund herzustellen. — „Deutschland ist recht eigentlich Element und Vaterland des Standes

der Männer der Wiſſenſchaft; deutſche Gelehrtenrepublik beſteht noch und kann auch ferner beſtehen, obgleich unſere Fürſten beſiegt ſind und das deutſche Reich zertrümmert iſt. Nur nach dieſer Seite hin iſt es den Deutſchen noch möglich ihre Nationalität frei zu entfalten, ohne ſogleich vom Späherauge des Feindes ertappt und von ſeiner rohen Gewalt erdrückt zu werden. Die Wiſſenſchaft, ſo lange ſie nur Wiſſenſchaft iſt, fürchtet Napoleon nicht und beobachtet ſie deshalb auch nicht." Der deutſche Buchhandel erſchien ihm als das einzige, noch vorhandene Band, welches die ganze Nation umfaßte. Er ſollte den freien Geiſtern eine Freiſtätte gewähren. Als Buchhändler gründete er nun eine Zeitſchrift, welche die lebendige Verbindung aller deutſch geſinnten Männer erhalten ſollte. „Mit keinem Zwange entſchuldigt die Furcht ihr Schweigen, ſagt Jean Paul. Wir können auch unter Napoleons Herrſchaft Vieles ſagen, wenn wir nur die rechte Weiſe lernen es zu ſagen, und überdies wollen wir das Gute nicht verſchmähen, was zugleich mit dem fremden Uebel uns zu Theil wird. Es iſt ächte deutſche Sinnesart, das Gute allenthalben zu erkennen." Das war der Grundſatz zu einer Zeit, als es noch keine Parteien in Deutſchland gab! In dem „Vaterländiſchen Muſeum," wie er das Journal nannte, ſollte aus allen Wiſſenſchaften das Nationale hervorgehoben werden, auf daß es ein unverdächtiger Bund der Männer werde, welche von Gott zu geiſtigen Leitern ihres Volkes berufen ſeien, indem jedes einzelne Mitglied nach Maaß ſeiner Stellung und Bedeutung, ohne Aufſehn zu erregen, gleichgeſinnte Männer an ſich ziehe.

Nie iſt eine Zeitſchrift ſo freudig aufgenommen, ihre Bedeutung ſo vollſtändig verſtanden worden. Ludwig v. Haller ſchrieb ihm aus Bern: „Ihr Unternehmen ſehe ich wie eine Fügung Gottes an. Das einzige Mittel gegen das Unglück der Zeiten iſt, beſſere Grundſätze und beſſere Geſinnungen in Kopf und Herz der Menſchen zu bringen. Zuletzt bringen ſie auch in das Gemüth der Fürſten und bringen Reſultate herbei, die man nie erwartet hätte. Laſſen Sie, vortrefflicher Mann, nur den Muth nicht ſinken." Steffens ſchrieb ihm: „So ſtark iſt der Kern der deutſchen Nation, daß eine ewige Vergangenheit in ihr lebt, und eine ewige Zukunft mit Sicherheit weisſagt." Die Aufnahme des Muſeums (1809 und 1810) überſtieg alle Erwartungen, faſt die Arbeitskräfte eines Perthes.

Aber er mußte es, mitten in der schönsten Wirksamkeit aufgeben — aus Gewissenspflicht! Hamburg war von Napoleon zur französischen Stadt erklärt worden, Perthes jetzt französischer Bürger. Nicolovius schrieb ihm: „Ihr Museum verstummt nun, aber der Geist wird leben und Sie und ihr Bestreben preisen."

Aber Hamburg war nun französisch, und der Buchhandel unterlag einer Beobachtung und einem unverständigen Druck, der ihn zu vernichten drohte. Perthes, sonst durchaus kein blinder Feind alles dessen, was die neue Herrschaft brachte, der sogar damals gegen einen Verwandten äußerte: „ich achte und schätze sehr Vieles der neuen Wirthschaft und sehr Weniges von dem, was unsere Fürsten und Regierungen früher thaten", glaubte auch sein Geschäft schließen zu müssen. Da ermunterte ihn Görres, wenn man nur mit den Franzosen umzugehen verstehe, könne man viel mit ihnen anfangen. Dabei ermahnte er ihn in seinem Geschäft sich nicht stören zu lassen: „Hinaus auf den Markt und zur rechten Zeit die Zeit benutzt!" Jeder, der jetzt praktisch auf die Welt einwirken will, muß streben zu vielseitigem Besitz zu gelangen. Die Schlechtigkeit und die Gemeinheit streben immer deutlicher sich in den Alleinbesitz aller Güter zu theilen, und man kann ihnen nicht wirksamer entgegentreten, als dadurch, daß man ihnen von ihrem Raube entreißt, so viel als möglich. Geld ist jetzt das erste Werkzeug des Despotismus, und dieses Werkzeugs muß sich der bemächtigen, der eine Gegenwirkung üben will."

Und Perthes handelte nach Görres Rath. Die französischen Employés hielten die Hand nicht zu, wenn er Geld hineinsteckte, und sein Buchhandel blühte wieder auf. Zwar ahnte Davoust, der in Hamburg kommandirte, daß nur ihre Literatur den Deutschen möglich mache, sich noch für eine Nation zu halten, aber zur Ideologie, wie Napoleon das ihm im Wege stehende Geistige nannte, „den Sinn für die Wahrheit, die Liebe zu Gott, die Furcht vor ihm und den uns unvertilgbaren Trieb, den Ursprung der Dinge zu erforschen, zu alle dem drang Davoust und seine Gehülfen nicht, und so wurden die Grundsätze wahrer Ordnung, Freiheit und Nationalität wie ein stummes Geheimniß in uns bewahrt, bis die Morgenröthe kam."

Die Zeit ward mit den nächstfolgenden Jahren noch nicht besser, Hamburg war verarmt, fast zu Grunde gerichtet, und Perthes konnte die Vorzeichen eines kommenden besseren Tages nicht erkennen, aber sein Muth blieb unerschüttert. Da schrieb ihm Nicolovius: Sie ver-

ſtehen es, es mit der böſen Zeit aufzunehmen, und ſich nicht unterbringen zu laſſen: Niebuhr dankte ihm für einen Beſuch, den er in Berlin gemacht: ſeine geiſtreiche Lebendigkeit hatte für die Niedergedrückten etwas Belebendes, und Fouqué ſchrieb ihm: „Wenn alle gute Männer unſeres Volkes die Erſcheinungen der Zeit ſo beſonnen, ſo tiefffühlend und klar wie Sie betrachten, ſo hat es mit dem Höchſten und Erhaltenswerthen in uns keine Noth.“

Da ſah man im Winter 1812 am öſtlichen Himmel den Feuerſchein des Brandes von Moskau. Perthes war ſchnell der Mann der That. Es gab in Hamburg keine deutſche — keine Obrigkeit die deutſch fühlen durfte. Darum ſuchte er Freunde, Männer deren Herz wie ſeines ſchlug. In den Bürgern gährte es, das Volk war zum Losſchlagen gegen ſeine verhaßten Blutſauger bereit, aber wo war der Zuſammenhang, die Ordnung, die Führer? Es ward viel verhandelt, geſchah aber wenig. Perthes trat mit ſeinem alten Freunde Speckter und dem Bleibecker Mettlerkamp, einem muthigen, entſchloſſenen und im Volke beliebten Manne zuſammen; ſie enrolirten im Stillen ihre Bekannte. Der Reſt der franzöſiſchen Garniſon wäre leicht durch einen Volksaufſtand überwältigt worden, aber wer zähmte und leitete dann die bewaffneten Maſſen, und wer kommandirte ſie, wenn der Feind doch wieder eindrang? Perthes übernahm es einen Feldherrn für Hamburg zu gewinnen. Mit einer Bittſchrift an den Herzog von Oldenburg eilte er nach Lübeck, agitirte dort und ging dann nach Eutin, aber inzwiſchen war es in Hamburg, auf die Nachricht vom Anrücken der Koſacken, zu blutigen Angriffen gekommen. Mit Zuſtimmung der geängſteten Franzoſen ſelbſt mußte die alte Bürgerwache zuſammentreten, um die Stadt vor der Auflöſung aller Ordnung zu bewahren. Dieſe reichte nicht aus, deutſche Uneinigkeit herrſchte zwiſchen den Führern, und wieder war es Perthes, der, zurückgekehrt, Ordnung in die Angelegenheit brachte, Verſöhnung ſtiftete, die Reſervecompagnien organiſirte, in ſeinem Hauſe einen Bildungsausſchuß vereinte. Aus Berlin kamen begeiſterte Briefe, Alles ſtellte ſich freiwillig zu den Waffen, auch die Freunde Fouqué und Steffens, aber in Hamburg waren die Hauptleute der alten Bürgerwehr auf die neue freiwillige Bürgerwehr eiferſüchtig; in dieſer, der Bürgerreſerve, wollten Einige nur Hamburgiſche Patrioten ſein, wie der Herr v. Heß, andere Patrioten für das ganze Deutſchland, wovon Hamburg nur ein Theil ſei; an

der Spitze dieser der wackere Dr. Benecke. Heftige Zwietracht deshalb, und unter den Augen der Franzosen! Damit es nicht zum Aeußersten käme, mußte Perthes die Auflösung der kaum gebildeten Bürgerwehr vermitteln. Während sein Herz darüber blutete, schrieb ihm Reimer aus Berlin: „In schöner Regung und Bewegung erfreut sich hier jedes Gemüth, der innere Mensch wird neu geboren, und der einzelne verschwindet sich selbst und geht auf in seiner Beziehung zur Gesammtheit.“ Inzwischen übten die Mitglieder des Bildungsausschusses die entschlossensten und zuverlässigsten Mitglieder der Bürgerwehr in ihren Wohnungen und namentlich wurden Perthes Bodenräume ein Exercierplatz. Die Franzosen sahen dem zitternd zu, von auswärts erhielten sie Befehl zu den strengsten Untersuchungen. Perthes Gattin legte allnächtlich Bretter über den Graben hinter ihrem Hause, damit ihr Mann entfliehen könne, wenn der Verhaftsbefehl kam. Der Präfekt wagte ihn aber nicht auszuführen, in seiner Verzweiflung hing er sich auf seinem Boden auf.

Der trotzigen, herausfordernden Haltung der Bürger begegneten von Seiten der Franzosen nur Gesichter, blaß wie der Tod, und das Scheinmanöver, daß für Napoleon Quartier gemacht wurde, täuschte die Hamburger nicht mehr. St. Cyr zog am 12. März 1813 in aller Stille ab. Als es am 16. hieß, daß Morand aus Bergedorf mit anderen Haufen wieder einrücken werde, waren Perthes, Mettlerkamp und ihre Freunde entschlossen, ihm die Volkswuth entgegen zu setzen, die, um in wilder Bewegung auszubrechen, nur des leisesten Anstoßes bedurfte. Aber dänische Truppen ließen ihn nicht durch, und am 16. März sprengten die ersten Kosaken, 13 Mann unter Anführung des Rittmeister, später preußischen Regierungs-Rath Bärsch, in Hamburgs Thore: „Hier ist der Schlüssel der freien Hansestadt Hamburg“ sprach der Hauptmann der Bürgerwehr und unendlicher Jubel toste durch die Stadt. Aber der Schlüssel gab dem unglücklichen Hamburg noch nicht die Freiheit.

Welche inneren Nöthe brachen da zunächst für die Stadt aus! Man forderte, sie solle sich förmlich und feierlich von der französischen Herrschaft lossagen, denn nur die deutschen Staaten, ob groß oder klein, welche Alles an Alles zu setzen Entschlossenheit besäßen, würden von Rußland und Preußen als ein selbstständiger Freund behandelt

werden. Die Hamburger Municipalität, von den Franzoſen eingeſetzt, jedoch wackere einheimiſche Männer, hätten das auch herzlich gern gethan, aber, wenn die Franzoſen zurückkehrten, konnte es ihnen ja an Kopf und Kragen gehen, und ſie ſchlüpften hinter die deutſche Bedenklichkeit, ob ſie denn dazu das Recht hätten? Sie löſte ſich daher vor dem eigentlichen Einzuge der Ruſſen auf. Aber Hamburg ſchien doch ſich ſelbſt befreiet zu haben. Schleiermacher ſchrieb an Perthes: „Ich muß Ihnen ausſprechen, wie unter uns allgemeine Freude über Hamburgs Befreiung iſt, und über das herrliche Beiſpiel, welches die Stadt gegeben. Möge es weithin in ganz Deutſchland wirken, und die Achtung für freie Verfaſſungen aufs Neue beleben.“ Eben daher ſchrieb Reimer: „Sie athmen wieder frei, nun aber laſſen Sie uns auch feſt daran halten, daß wir die Freiheit nicht als Geſchenk aus fremder Hand erhalten, ſondern ſelbſt dafür kämpfen und uns ihres Beſitzes durch jedes Opfer werth zeigen wollen.“

Was aber ſollte in Hamburg geſchehen und wer handeln, kommandiren? Die befreienden Ruſſen waren nur ein ſchwaches Streifkorps, die Franzoſen ſtanden, in ſtärkerer Anzahl, jenſeits der Elbe. Die Bürgerſchaft mußte ſich wieder ſelbſt helfen, und der Sinn war da: alles zu wagen und alles zu opfern. Ein guter Sinn aber keine Einigkeit, keine Autorität, der man zuſtimmte! Tettenborn war ein guter Koſackengeneral, aber kein Feldherr, der die Verhältniſſe kannte. Es fehlte an allem. Sechs Wochen hatten die Franzoſen Zeit gelaſſen und die hanſeatiſche Legion beſtand etwa aus drei Tauſend Mann unter dem Major v. Pfuel und Major Graf Weſtphalen, aber keiner der Plätze außerhalb Hamburgs, auf welchen die Sicherheit der Stadt beruhte, war befeſtigt, und der Senat that nichts zur Bildung der Bürgergarde. Die Muthigſten wurden miſsmuthig, und Perthes, der nie Soldat geſpielt, mußte Uniform anziehen, um als Adjutant die Sache ins Schick zu bringen. Er fand ſogleich die rechten jungen Leute zu Unteradjutanten, und da ging es. Er ward zum Stabsmajor erwählt. Im vierzigſten Jahr läßt ſich ein Handwerk und eine Kunſt nicht mehr recht lernen, er kommandirte nur, wenn es abſolut Noth that, aber er belebte den Eifer und guten Willen der Leute, wußte Jeden an ſeinen Ort und das gute Verhältniß zu Heß wieder herzuſtellen.

Aber Hamburg konnte der muthige Mann nicht retten, als Ban-

damme und Davouſt Anfangs Mai von jenſeits der Elbe es ernſtlich angriffen. Er half nur, was an ihm war, den Fall zu verzögern. Die Franzoſen nahmen, trotz tapferer Gegenwehr, die drei großen Elbinſeln. Perthes bot alles auf, was ihm ſelbſt an geiſtiger und körperlicher Ausdauer, an friſchem Muth und an Gewalt über die Gemüther verliehen war, um Muth und Ausdauer der Bürger wach zu erhalten. Bald gab er durch ſeine eigene, beſonnene Entſchloſſenheit dem Herrn von Heß, der in leidenſchaftlicher Unruhe von blinder Zuverſicht zu muthloſer Verzweiflung, von übermenſchlicher Thätigkeit zu kraftloſer Schwachheit überſprang, den Halt, deſſen er bedurfte; bald beruhigte er die Bürger, wenn ſie durch die Sturmglocke ohne Noth zuſammenberufen wurden, und in der allgemeinen Verwirrung oft viele Stunden vergeſſen auf dem Sammelplatze ſtanden, bald, namentlich Nachts, ſuchte er die Bürger auf den entfernteſten Poſten außerhalb der Stadt auf, und für Viele war ſeine Erſcheinung ſchon eine Quelle des Muthes und der Zuverſicht. „Ein und zwanzig Tage, ſagte ſpäter ſeine treue Gattin Caroline, iſt mein Friedrich nicht aus den Kleidern und nicht in ein Bett gekommen. Jeden Tag mußte ich in Sorge um ſein Leben ſein, und nur zuweilen war er auf eine halbe Stunde in unſerer Wohnung. Kein Mann war im Hauſe, alle waren auf den Wachen. Immer aber gingen Leute aus und ein, die eſſen und trinken wollten, denn keiner unſerer Bekannten hatte in der Stadt noch eine Haushaltung. Unſere große Stube hatte ich mit Strohſäcken belegt, auf denen bei Tag und Nacht Bürger lagen, die ſich ausruhen wollten.“

Die Angſt der trefflichen Frau ſollte noch größer, die Prüfung ihres Gottvertrauens noch ſtärker werden. Eines Abends, als die Kanonade und das Gewehrfeuer immer heftiger ward, ſchickte Perthes eine Ordonnanz an ſie. Sie ſolle ihm augenblicklich eine gewiſſe kleine Schachtel, die in ſeinem Schreibſpind ſtand, ſchicken. Als ſie die Treppe herabſtieg, überkam es ſie, daß in der Schachtel Gift ſei. Sie hieß die Ordonnanz warten, ſie ſtürzte in ihre Stube. Es war ein ungeheurer fürchterlicher Augenblick für die fromme, getreue Frau. Er konnte das Gift nur fordern, um, wenn er in der Gefahr war gefangen zu werden, dem ſchmählichſten Tode in den Händen der Franzoſen zu entgehen. Sie ſagt darüber: „Die Gräßlichkeit, daß Perthes lebendig in ihre Hände fiele, überwog Alles in dem Augenblick, und es kam mir ſo vor, als könnte ihm der liebe

Gott unmöglich darum böſe werden, daß er das nicht wollte, und das Unrecht auf meiner Seite, wenn ich zwiſchen ihm und Gott entſcheiden wollte, erſchien mir ſo groß, daß ich mit zitternden Händen und Knieen dem Manne in Gottes Namen die Schachtel in die Hand gab.“ Sie mußte mehrere Stunden warten, bis ſie Nachricht erhielt, Stunden unausſprechlicher Herzensangſt. Wir erfahren: es war Gift, und Gift zu dieſem Gebrauch, aber nicht für Perthes ſelbſt, der nachher ſeiner Frau verſicherte, daß er es ſich nie erlaubt hätte, und es ihr verdachte, daß ſie es von ihm glauben können.

Seit Tettenborn die Inſel aufgegeben, war das Vertrauen zu ihm unter den Bürgern geſunken. Es kam keine Hülfe, oder ungenügende, oder ſie mußte wieder abziehen, weil die Feldherrn der Alliirten ihre Truppen dort nicht aufs Spiel ſetzen wollten, die Dänen endlich ſchwankten zu den Franzoſen. Perthes kannte die ganze verzweifelte Lage, von allen Hamburgern er vielleicht allein, daß weder von Schweden, Ruſſen noch den Dänen Hülfe zu erwarten war; er war es allein, der feſt gehalten hatte, damit ſich das Ganze zu halten ſchien. Tettenborn ſchickte ſich an, die Stadt ihrem Schickſal zu überlaſſen. Da ſchrieb Perthes an ſeinen Freund Benecke: „Ich halte die Sache am Ende, und weiß weiter auch nichts, als fortdauernd auf Gott zu vertrauen. Leben Sie wohl, geliebter, theurer Mann, wohl ſchwerlich ſehe ich Sie wieder; ich gehe mit ſieben Kindern und einer ſchwangern Frau in die weite Welt, ohne zu wiſſen, ob ich in acht Tagen noch Brod habe; doch Gott wird helfen.“ In der Nacht zum 30. Mai mußte Perthes fliehen, nachdem er Frau und Kinder ſchon nach Wandsbeck zu den Eltern geſchafft. Die letzte Inſel vor der Stadt, der Ochſenwerder, war genommen, Tettenborn war mit ſeinen Ruſſen ſtill abgezogen, und die Dänen hatten die Stadt beſetzt, um Davonſt wenigſtens zu verhindern, ſofort die Bürger mit roher Gewalt zu mißhandeln. Perthes aber durfte und mußte fliehen, um dem Rebellentode durch Henkershand zu entgehen.

Nach den Tagen des Schreckens folgten freudloſe Wochen, Monate der Verbannung. Caroline mit ſieben Kindern und der Amme, abgemattet, müde und ſchon beſchwert von ihrer Schwangerſchaft, war auch in Wandsbeck (zwar in Holſtein, aber dicht an Hamburg)

nicht ſicher. In einem offenen Korbwagen war ſie weiter gefahren. „Es war ein gewaltiger Abſchied, meine Mutter war außer ſich, mein Vater tief bewegt, ich ſelbſt war wie verſteinert, und konnte nichts als ohne Unterlaß ſagen: nun in Gottes Namen!“ Der gute Graf Adam Moltke nahm ſie herzlich in ſeinem kleinen Gute Rütſchau auf, aber es war kaum Platz für zehn einfallende Perſonen. In zwei Betten und auf Wäſchebündeln mußten ſie ſchlafen, wer ſchlafen konnte. „Jetzt bin ich hart wie Stein, ſchrieb die arme Mutter andern Tags an ihre Eltern, und es graut mir vor dem Aufthauen. Den ganzen Tag war mir, wie wenn Jemand geſtorben, und ich allein nachgeblieben wäre.“ Auch in Rütſchau, wo Perthes ſie eingeholt, war ihres Bleibens nicht; auch Rütſchau war zu nahe den Franzoſen.

Graf Cajus Reventlow bot der befreundeten Familie ein Aſyl an, zu Aſchau bei Eckernförde an der Oſtſee. Aber Perthes ſelbſt durfte es, auch wenn er gewollt nicht theilen. Er war von den Franzoſen geächtet. Obgleich ſie einen allgemeinen Pardon verkündet, waren doch zehn Bürger ausgenommen, und Caroline triumphirte, als ſie ihres Perthes Namen oben an fand. Der tugendhaften Frau dünkte das eine wahrhafte Bürgerkrone auf ihres Perthes Haupt gedrückt. Aber wenn er nur bei ihr bleiben könne! Die däniſche Regierung war der Ehren ihn warnen zu laſſen: wenn Davouſt ſeine Auslieferung fordere, würde ſie Folge leiſten müſſen. Das war ein herzbrechender Abſchied!

In welcher Lage mußte er ſeine Theuerſten zurücklaſſen! Aſchau war nichts als ein Gartenhaus mit einem Saale und einigen Kammern mitten in einem Gehölz, nahe der See. Außer dem Pächter in der Meierei wohnte im Umkreiſe einer Stunde kein Menſch, er hatte nichts als Milch und Butter. Um nur Brod und Salz zu holen, mußte eins der Kinder, oder Carolinens Schweſter, die ſie begleitet, eine Stunde gehen. Einmal hatten ſie durch achtzehn Wochen kein Fleiſch im Hauſe. Ein alter Heerd zum Kaffeekochen war vierzig Schritt vom Hauſe, das war ihre Küche, und dazu ihr Geräth vier kupferne Töpfe, eine zinnerne Terrine und einige Teller. „Und doch, ſchrieb die zufriedene Frau, ſind wir ja noch reich im Vergleich mit Andern, denn immer haben wir hunderttauſend Mal mehr als nichts.“ Der feuchte Saal mit ſeinen zwölf bis auf die Erde gehenden Fenſtern, ohne Läden, zog den Kindern in dem naſſen Sommer

Unpäßlich aller Art zu und brachten Carolinen mehre Mal auf das Krankenlager. Ein guter Pferdedoctor war zwar in Eckernförde, aber ein Arzt nur in dem fünf Stunden entfernten Kiel.

Mit Liebe und Freundlichkeit wurden die Unglücklichen von den Familien des Grafen Cajus Reventlow und Chriſtian Stolberg gepflegt; „es iſt gar nicht auszuſprechen, ſagt Caroline in einem Briefe, wie ſie ſich in Worten und Werken gegen uns nehmen.“ Aber es iſt dabei ſchwer zu faſſen, wie ſie die Armen dennoch den ganzen Sommer in dem feuchten Gartenſaal und einmal achtzehn Wochen ohne Fleiſch laſſen konnten! Denn bis in den Herbſt dauerte dieſe troſtloſe Lage, troſtloſer um deswillen, weil der Briefwechſel mit dem fernen Vater und Gatten oft Monate lang unterbrochen blieb. Da konnte denn auch die gottvertrauende Caroline ihren Schmerz nicht mehr ganz unterdrücken. Er bricht in den rührenden Briefen erſchütternd heraus: „Ich habe Hoffnung nöthig, mein Perthes, denn mein Zuſtand iſt ernſthafter, meine Verlaſſenheit größer, als Du in deiner Thätigkeit und Hoffnung wiſſen kannſt. Soll ich hier allein meiner Stunde entgegen gehen, ſoll ich ohne Nachricht von dir bleiben und dich in beſtändiger Gefahr wiſſen, ſo überlebe ich es nicht. Ich kann es dir nicht genug an's Herz legen, mein Perthes, daß, wenn es möglich iſt, Du ernſthaft ſorgen mußt, daß wir den Winter nicht getrennt bleiben. Ich verſichere dich, es iſt ein Unrecht, wenn Du mich ohne die höchſte Noth hier verlaſſen läßt. — Mir iſt alles dunkel und angſtvoll, und mir iſt zu Muthe wie an einem harten Sterbebette. — Wenn Du mich liebſt, ſo ſorge wenn ich ſterbe, daß meine Kinder in Hände kommen, wo ſie Gott lieben lernen, ehe und ohne daß ſie ſelbſt es wiſſen. — Gott ſchütze und bewahre dich und gebe mir Kraft zu tragen, was ich ſoll und muß.“

Das blieben aber nur vorübergehende, ſehr natürliche Stimmungen, denn ebenſo oft ſprach ſich unter den Klagen unwillkührlich die Kraft ihres Duldens aus.

Perthes aber konnte nicht kommen, er konnte nicht helfen. Er hatte Alles, was er beſaß, verloren; ohne Geld, nur mit ſeinen geretteten Handlungsbüchern, war er nach manchen Fährlichkeiten, nach Mecklenburg übergeſchifft: „Ich habe vor Gottes Augen gehandelt und oft mein Leben aufs Spiel geſetzt, hatte er ſchon aus Eckernförde an den Oheim geſchrieben; ſollte ich nun den Muth verlieren, weil ich das Vermögen verloren habe! Was werden wird, wie und

wo ich in der Fremde Brod für Frau und Kinder finden werde, weiß ich noch nicht.“ Da kamen wenigstens Troſtworte. Viele ſeiner Gläubiger ſchrieben ihm wie der Eine: „Denken Sie jetzt nicht an meine Forderungen; ich weiß ſo gut wie Sie, daß Sie zahlen werden, wenn Sie zahlen können; Sie handelten, wie Sie handeln mußten.“ Achtung für ſeine Handlungsweiſe von allen Seiten. So ſchrieb ihm der Herzog von Auguſtenburg: „Ihr ungebeugter Sinn erfüllt mich mit Bewunderung, und ich rechne es mir zur Ehre und Freude Ihnen das ſagen zu können. Es iſt doch eine große Sache dieſer Ihr feſter Glaube an eine höhere Welt; dieſer Glaube allein giebt Ihnen Ihre Kraft.“

Mit Perthes waren viele Tauſende aus Hamburg gewandert, er traf ſie in Mecklenburg, die Männer der hanſeatiſchen Legion, der Bürgergarde; alle darbend, und die große Mehrzahl von Luſt und Wuth entbrannt, wenn der Waffenſtillſtand vorüber, gegen den Feind zu rücken und ihm im blutigen Kampf die Vaterſtadt wieder zu entringen. Was gab es da zu ſchaffen und zu thun! Die Hungrigen zu ſpeiſen, die von Allem Entblößten zu kleiden, die Verzweifelnden, Ungeduldigen zu tröſten. Aber womit ſpeiſen, kleiden, tröſten? Ordnung zu halten, wo kaum früher eine Disciplin geweſen! Zu vermitteln unter den rauchenden Köpfen, und zu vermitteln mit den Ruſſiſchen und Preußiſchen Befehlshabern, die nicht recht wußten wie man mit dieſen Freiſchaaren und Bürgerſoldaten einer Republik umzugehen habe, die nicht mehr exiſtirte. Dazu mußte Perthes wieder den Diplomaten machen, es galt das Beſtehen, die Rechte Hamburgs und der Hanſeſtädte auch im Exil zu wahren, den Freiſtaat Hamburg auch gegen Rußland, Preußen und die Alliirten zur Geltung zu bringen, und es galt ihm und ſeinen Freunden zugleich eine Ordnung, Verfaſſung vorzubereiten, die nicht wie die alte ihren Untergang wieder in ſich trüge. Er mußte ſelbſt wieder Militair, mit Mettlerkamp Major werden! Sie erließen Proclamationen, die ſelbſt bis Hamburg eingeſchmuggelt und an den Straßenecken angeſchlagen wurden. Aber die lange Zögerung raubte den friſchen Muth und die Unordnung nahm zu.

Perthes wirkte in dem kleinen Kreiſe auch hier für die große Sache mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe. Auch hier ſtand er wieder in Verkehr mit den hervorragendſten Männern. General Wallmoden, Dörnberg, Begeſack, der Erbprinz von Schwerin,

der Oberſtlieutenant von Witzleben ſuchten ſeinen Rath und nahmen in unzähligen Fällen ſeine Vermittelung in Anſpruch, und die jungen Leute der Legion hingen mit Leib und Seele ihm zu. Dagegen mißlangen ſeine und ſeiner Freunde Anſtrengungen, ſchon für die Zukunft ein beſſeres Schickſal für die Hanſeſtädte zu bereiten. General Vegeſack, ein derber Krieger alten Schlages, gab ihnen einmal die Antwort: „Wenn ich in Hamburg und Lübeck einrücke, werde ich den Leuten ſagen: Nun Kinder dankt Gott, da habt Ihr Eure Freiheit wieder, nun regiert Euch nach Euren Geſetzen. Wo iſt Euer alter Bürgermeiſter? Wo ſind Eure alten Rathsherrn? Die will ich wieder auf ihre Stühle ſetzen. Habt ihr dummes Zeug gemacht, ſo ſeid hinfüro klüger. Ich kenne weder die Strohköpfe noch die Füchſe unter Euch. Die müßt Ihr ſelbſt kennen, ich kann mich um nichts kümmern. Nichts von Regierungsveränderungen! Das Alte ſetze ich wieder ein, wie es vordem geweſen iſt, und thue, was mir mein Herr befehlen wird.“ Hörte man nun noch dazu das Brummen ſolcher, die zur alten Hamburger Obrigkeit gehört, welche in der Zeit der Noth nichts gethan und nicht ein und aus gewußt: „Ueber die Neuerungsſucht unberufener und unbefugter Männer, das Unterſte zu Oberſt zu kehren und Alles zu verwirren,“ ſo mußte Perthes und den wackern Männern, die eine wahrhafte Wiedergeburt ihrer Vaterſtadt wollten, ſchon der Muth vergehen. Weil nun noch hinzu kam, daß man den Kronprinzen von Schweden beargwöhnte er wolle die Hanſeſtädte für ſich gewinnen und gleichen Verdacht gegen Preußen hegte, ſo galt es vor allem die Einigkeit im Innern zu erhalten, um wenigſtens die Selbſtſtändigkeit zu retten. Hamburg noch in Feindes Hand, und ſollte es allem Anſchein nach auf lange bleiben, und doch war ſchon alle kleinliche Eiferſucht und Tauſend Befürchtungen über das, was kommen möchte, rege, die Eiferſucht, die zu allen Zeiten des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation, ja hinauf bis zu denen Hermans des Cheruskers unſer Gemeinweſen zerrüttet hat! Perthes fügte ſich mit den andern Patrioten in das, was nicht zu ändern war.

In dieſer Thätigkeit, in dieſen Sorgen erreichten ihn jene Klagen ſeiner Frau. Sie und die Kinder in das Kriegsgewirr nach Mecklenburg zu verſetzen, war unmöglich; er ſelbſt konnte nicht, auch nicht auf Tage nur, nach Holſtein, ſein Kopf ſtand dabei auf dem Spiel, wie man ihm beſtimmt aus Dänemark andeutete. Den ein-

mal betretenen Weg aber durfte er nicht verlaſſen: „Ich folge Gottes Ruf und meiner Pflicht, ſchrieb der deutſche Bürger, die mir in dieſer Zeit ſo beſtimmt ſpricht wie früher nie.“ Aber er folgte ihr mit blutendem Herzen. Er verſchwieg ſich nichts, er war auf Alles gefaßt. Ein andermal ſchrieb er ſeiner Frau: „Gott wird helfen, ich thue, was ich nicht laſſen darf. Keine Thorheit und kein Wahn verhindert mich zu ſehen, daß Mangel an Talenten und an Kenntniſſen, daß Alter und der bisherige bürgerliche Beruf mir, da es an tapfern, jungen Männern nicht fehlt, ein eigentliches militäriſches Wirken nicht vorſchreiben, aber meine Aufgabe iſt es, der Wahrheit und Gerechtigkeit, wo es nur angeht, mit Verſtand das Wort zu reden und zu zeigen, daß Gottes Wille nicht untergegangen iſt im Menſchen, wenn auch Sündhaftigkeit und Schwäche nirgends den Gotteswillen rein und vollſtändig erſcheinen laſſen.“ Sein letzter Wille war längſt gemacht; er wünſchte, daß ſeine Frau mit ſeinen Kindern an dem Orte leben könne, wo Nicolovius wohne und daß ſein älteſter Sohn Matthias der Obhut des Profeſſor Twesten damals in Kiel, jetzt in Berlin anvertraut werde. Endlich fügte es ſich in Beider Schickſal beſſer, Caroline zog nach Kiel, wo in Graf Adam Moltke's Wohnung für ihre Pflege und Niederkunft beſſer geſorgt war, und Perthes trat, nachdem Tettenborn durch einen glücklichen Streifzug Bremen genommen, wieder in die diplomatiſch adminiſtrative Thätigkeit, für die er mehr geſchaffen war, als die militäriſche.

Es gab der Verhandlungen mancherlei Art. In Bremen galt es das Selbſtſtändigkeitsgefühl der alten freien Stadt aufzuſtacheln, damit ſie nicht vor dem Ruſſiſchen Einfluß ſich zu tief beuge. Das gelang Perthes. Dann aber war bei den Hanſeaten nur zu gerechte Furcht, daß Bernadotte, der Kronprinz von Schweden die freien Städte für ſich gewinnen, und nicht einmal ſtreng für ſich, ſondern um ſie ſpäter an Dänemark für Norwegen abzutreten. Auch Hannover hatte damals Abſichten ſich dieſelben einzuverleiben. Die hanſeatiſchen Patrioten hatten daher vollauf zu thun, zu wachen, ſchicken, reden, um ihre Selbſtſtändigkeit ſich zu erhalten, und alles das, während Davouſt Hamburg mit ſeinen eiſernen Krallen preßte, und eine der ſchreckenvollſten Belagerungen noch lange aushielt. Perthes war bei jenen Verhandlungen natürlich dabei und voran, und brachte von einer Miſſion, die er mit Sieveking, und

den Bremern Smidt und Gildemeiſter nach Frankfurt unternommen, die tröſtlichſten Verſicherungen aus Steins Munde zurück. Im hochberühmten Rathsweinkeller zu Bremen konnte er den dort verſammelten Senatoren den freudigen Bericht abſtatten, daß Kaiſer Franz, König Friedrich Wilhelm und Kaiſer Alexander die Freiheit der Städte anerkannt hatten.

Noch eine Freude harrte ſeiner. Am 16. Dezember war Caroline glücklich von einem Knaben, Andreas, entbunden worden, und am erſten Weihnachtsfeiertage ſtand er, nach faſt ſechsmonatlicher Trennung, Abends im Halbdunkel in ihrem Zimmer: „Matthias, ſchrieb das entzückte Weib ihren Kindern, hat ihn zuerſt geſehen; alle Kinder konnte ich ihm geſund übergeben und noch einen lieben, geſunden Jungen obenein. Was das war, weiß Niemand, als der es erfahren hat.“

Deſto ſchrecklichere Auftritte warteten ſeiner vor Hamburg. Perthes hatte vom Kronprinzen von Schweden den Auftrag erhalten die Vertheilung der Summen zu übernehmen, welche für die aus Hamburg letzthin Ausgetriebenen beſtimmt waren. In Flottbeck an der Elbe ſah er Schauſpiele, die ſein Innerſtes erſchütterten. Davouſt trieb ohne Erbarmen aus der belagerten Stadt, was ihm hinderlich war: „wie er es that läßt ſich nur aus der Wuth und der Stumpfheit eines Böſewichts ableiten.“ Unermeßliche Gelderpreſſungen, Beraubung der Bank, barbariſche Bedrückungen der Bürger hatten den Anfang gemacht; dann waren ſeit der Weihnachtswoche alle Vorſtädte, alle Vordörfer und alle die herrlichen Landhäuſer an der Alſter nach einer nur achtſtündigen Ankündigung niedergebrannt und an zwanzig Tauſend Menſchen aus der Stadt geſtoßen worden; zuerſt die Jungen und Starken als gefährlich, dann die Alten und Schwachen als überflüſſig. Die Kinder aus dem Waiſenhauſe, die Gebrechlichen aus den Gotteswohnungen, die Verbrecher aus den Zuchthäuſern wurden vor die Thore gebracht und ihrem Schickſale überlaſſen, und am Nachmittag des 30. Dezember befahl Davouſt: das mit acht Hundert Kranken und Wahnſinnigen gefüllte Krankenhaus zu leeren; am Mittag des andern Tages ſollte es in Brand geſteckt werden.

Rotten betrunkener Soldaten kämpften noch dazu mit den Kranken um ihre Habſeligkeiten, plünderten umher und begingen Scheußlich-

leiten aller Art. Die Todesangſt, das Drängen und Quetſchen und die ſtrenge Januarkälte tödteten ſchon in den nächſten Tagen gegen ſechs Hundert der ausgeſtoßenen Unglücklichen. In den Gaſſen Altonas, auf allen Landſtraßen und Dörfern der Umgegend ſah man halb erfrorne Geſtalten umherſchwanken, die nach Kleidung, Brod und Obdach in den eiſigen Winternächten verlangten, und auf den Wegen nach Lübeck und Bremen bewegten ſich, von Koſacken geführt, lange Züge von Alten und Kranken, von Weibern und Kindern, die in den Schweſterſtädten Hülfe ſuchen wollten. Perthes ſchrieb an ſeine Frau: da reicht kein Ausdruck hin, um dieſes Elend zu beſchreiben; geſehen muß es werden. Alles was ich letzthin erlebt iſt nichts dagegen. Es geſchah außerordentliches, aber es konnte doch nur das Elend von Einzelnen gelindert werden.

Bekanntlich ward Hamburg nicht erobert. Wie ein Vampyr ſaß Davouſt in ſeinen Eingeweiden, und ſaugte das Mark der unglücklichen Stadt aus, und das während die Heere der Verbündeten ſchon die letzten Franzoſen über den Rhein getrieben, halb Frankreich erobert und Paris genommen hatten! Erſt in Folge des Friedens mußte er die Stadt übergeben; und nicht allein ereilte den Unmenſchen keine Strafe, ſondern man ließ ihn auch mit ſeiner Beute abziehen! Wo ſo großes geſchehen, ward viel Kleines geſündigt.

Erſt Ende Mai 1814 erfolgte jene Räumung, und Hamburg, die Belagerer und die Umgegend hatten noch einen furchtbaren Winter, ein troſtloſes Frühjahr, einen traurig aufblühenden Frühling zu überſtehen. Perthes war während ſeines Aufenthaltes in Flottbeck von Arbeiten faſt erdrückt. Er bekleidete kein Amt und hatte keinen Rang, und doch wandte ſich alles an ihn, das Hauptquartier der Ruſſen, des Schwediſchen Kronprinzen, die leitenden Männer in Lübeck und Bremen, Unglückliche aller Art, Männer aller Parteien. Alle wollten Auskunft, Rath, Unterſtützung, als wäre er der Mittelpunkt aller Geſchäfte. Und dieſe Arbeiten mußte er, einquartirt auf einer Mühle vor Flottbeck, wo die Ruſſen ein fliegendes Lazareth angelegt, unter dem herzzerreißenden Gejammer der Verwundeten und Sterbenden vornehmen.

Dreißig Tauſend Hamburger waren jetzt ausgewieſen. Für die ſollte er ſorgen. Sein Sohn Bernhard, ein ſchönes Kind, war im Januar geſtorben. Ein bösartiges Nervenfieber graſſirte ringsum, deſſen Keim auch Perthes in ſich trug, als er bei einer Geſchäftsreiſe

vom Wagen fiel und das Bein brach. Vierzehn Tage achtete er es nur für eine Quetſchung und reiſte auf requirirten Karren durch zwanzig Meilen in der Stunde, um ſeiner Pflicht zu genügen. Das muß mein künftiger Lebensbeſchreiber erzählen! rief er ſcherzend auf ſeinem neunwöchentlichen Krankenlager — wo das Nervenfieber mehr Gefahr brachte als das gebrochene Bein — bis ſeine gute Natur ſiegte. Er war keinen Augenblick ungeduldig oder verdrießlich. Auf dem Krankenbette las er mit Entzücken Neanders Leben des heiligen Bernhard, aber auch mit dem größten Intereſſe zum zweiten Mal Goethes Wahrheit und Dichtung. „Wie die Bibel das Buch des Lebens in Gott iſt, möchte ich, ſchrieb er damals, Goethes Wahrheit und Dichtung das Buch des Lebens in der Welt nennen.“ So tolerant waren die Frommen jener Zeit, wo man mit der Frömmigkeit noch nicht Toilette und Parade machte!

Auch Hamburgs Uebergabe, nachdem ſie endlich erfolgte, und die Franzoſen abzogen, hatte noch des Bittern Vieles im Gefolge. Die Zöpfe regten ſich mehr denn je; noch als Davouſt drinnen ſchaltete, griffen ſie mit bittrer Heftigkeit die Patrioten an, welche beim Herannahen der Ruſſen nur in der allgemeinen Erhebung der Bürger Rettung zu finden geglaubt. Heftiger wieſen ſie jeden Verſuch zur Aenderung der alten Verfaſſung zurück; man hörte Klagen über jugendlich lebhafte Köpfe und über Schwärmer mit Ideen und Projekten, über eitle Menſchen, Intriguanten, die ſich ein bequemes Leben zu ſchaffen ſuchten und hoher Protection ſich rühmten. Dieſe Stimmen der Eigennützigen und Bequemen, die zu allen Zeiten laut werden, und die ſich zu aller Zeit die Conſervativen zu ſein rühmen, verdammten jene hochherzigen und uneigennützigen Bürger, welche ihr Alles, Gut und Blut, uneigennützig für die Ehre und das Daſein des Vaterlandes eingeſetzt, während ſie, die Hände im Schooß, als das Verderben hereinbrach, nur für ſich retteten, was ſie konnten. Unſern Perthes ſchmerzte es tief, aber der vielſeitigen Anforderung, eine Vereinigung der Thätigen, ihm gleich denkenden Patrioten zu Stande zu bringen, widerſtand er, er wollte nichts, was den Schein des Revolutionairen auf ihn würfe, „und auf die Gewalt der Fürſten, rief er, möchte ich mich in keinem Falle ſtützen!“ Schmerzlicher war für ihn, daß ſein alter Freund Niebuhr im preußiſchen Correſpondenten mit ſeiner Namensunterſchrift drucken ließ: wie die Hamburger Inſurrection, deren trübſeliges Ende aus

ihrem Anfang und Fortgang unvermeidlich gefolgt ſei, mit dem tiefen Ernſt der preußiſchen Anſtrengung nicht verglichen werden dürfe, denn wenn Hamburg geleiſtet, was Berlin gethan habe, ſo hätte es ſich durch eigene Kraft ohne alle fremde Hülfe behaupten können. Perthes war erbittert; zwiſchen die Gereizten trat vermittelnd der milde Nicolovius, der ſchon einmal, als der deutſche Perthes gegen die beſondern preußiſchen Abſichten Argwohn ausgeſprochen, ihm geſchrieben hatte: „Ich weiß, daß im menſchlichen Treiben neben dem Himmliſchen auch immer das Gemeine geht, und daß nur Thoren dieſes nicht in Anſchlag bringen, aber ich weiß auch, daß das weit größere Thoren ſind, die nur das Gemeine ſehen und in Anſchlag bringen. Die Farben, mit denen man Ihnen Preußen gemalt hat, ſind nicht ganz die richtigen, und Sie combiniren nicht richtig und ziehen falſche Schlüſſe. — Erhalten Sie Niebuhr Ihr Vertrauen, denn er verdient es. — Laſſen Sie uns Muth haben für alle Krankheiten, die noch zu heben und zu heilen ſind, namentlich auch für die Uebel arger Staatsverfaſſungen oder Unverfaſſungen. Eine Zeit, wo Gott ſo ſichtbar unter uns erſchienen iſt, kann nicht vorbeigehn wie ein Sonnenblick, ſondern muß Neues, echt Menſchliches, das heißt frommes Leben erzeugen, und wir, die wir uns rein gehalten, und keine Gemeinſchaft gemacht mit dem Fürſten dieſer Welt, werden noch unſeres Lebens uns freuen, und Anderen helfen und wohlthun können. Die neue Zeit wird fortſchreiten, und wir werden immer neue Wunder erleben.“

Und Perthes war wieder muthig. Als er am 31. Mai 1814 in der Mitte der verbündeten Truppen mit ſeiner Familie in die verwüſtete Stadt einzog, ſchrieb er Briefe in dieſem Sinne an ſeine Freunde Villers und Jacobi. Darin heißt es: „Ich weiß, daß Gott im Himmel iſt und daß ſein ewiges Wort durch Jeſum Chriſtum zu uns geſprochen hat, und ich weiß, daß kein Volk und kein Einzelner im Volke fremde Herrſchaft dulden darf, und, um ſie nicht zu dulden, alles und jedes irdiſche Gut opfern darf und muß. An dieſe einfache Wahrheit habe ich mich gehalten, und ſie war mir bisher genug; um ſchlechte, gute oder beſte Staatsverfaſſung mich zu quälen, hatte ich nicht nöthig, ich konnte thun, was ich nicht laſſen durfte, und darum ſehe ich auch jetzt ruhiger und zufriedener in die Zukunft als viele Andere. Unſer deutſches Vaterland iſt zum Kern-Inhalt der großen europäiſchen Staatenrepublik beſtimmt. Aber für

dies Deutſchland haben wir, und wir allein zu ſorgen und zu ringen, und was auch der große Kongreß, der nun in Wien bevorſteht, gebäre, die deutſche Nation wird's ſich ſchon bilden, und ſo lange ſich wenden und winden, bis das Rechte zu Tage gefördert iſt; und unſere Fürſten am Wenigſten haben ein Recht über Unrecht zu klagen, das ihnen etwa jetzt willkührlich zugefügt werden ſollte. — Was auch künftig große und kleine Tyrannen beginnen mögen, es wird ihnen doch nicht möglich ſein den Geiſt ordnungsmäßiger Freiheit, den Sinn für Verfaſſung und für ſtändiſche Rechte bei den Völkern zu unterdrücken."

Wie fand Perthes das Seine wieder! Sein Haus? Unten die ſchönen freundlichen Räume waren Monate hindurch Wachtſtuben der franzöſiſchen Soldaten geweſen. Mitten im größten Zimmer ſtand ein gewaltiger Ofen. Zum Fenſter hinein hatten ſie, nach amerikaniſcher Art Baumſtämme geſchoben, deren vorderſtes Stück im Ofen ſchwelen und brennen mußte. Was nur im ganzen Hauſe ſonſt an Holzwerk ablösbar war, war herausgeriſſen und gehauen und verbrannt. War's doch ein kalter Winter geweſen, und um den Rauch hatten ſich die Wachtmannſchaften nicht gekümmert; er hatte zum Fenſter hinaus ſich ſeinen Weg ſuchen müſſen. In den obern Stockwerken, obgleich ein General da gewohnt, ſah es ähnlich aus. Alle Möbel waren fort, theils hatten Freunde ſie verſteckt, theils der franzöſiſche Präfect ſich ihrer bemächtigt. Ueberall mußte fußhoher Unrath fort geſchafft werden, das ganze Haus ein Schmutz und Schutthaufen, wo kein Plätzchen zum Ausruhen war.

Da mußte die Familie wohnen, ſchlafen, kochen. Geld war nicht da, und wenn es da geweſen, mahnte der herzzerreißende Anblick der vielen bleichen, halb verhungerten Jammergeſtalten, die aus dem Exil zurückkehrten, daß ein guter Bürger jede Ausgabe ſcheuen müſſe, die nicht unvermeidlich war.

Es war eine harte Aufgabe für die Frau, und für den Mann auch.

Perthes wollte wieder Buchhändler werden. Bei ſeinen Connexionen, bei ſeinem Ruf, ſeiner erwieſenen Thätigkeit und Talent zu organiſiren und adminiſtriren, hätte man ihn überall mit Freuden aufgenommen; auch fehlte es nicht an Anträgen von hier und dort, denn in Zeiten nach großen Erſchütterungen braucht man überall tüchtige Männer. Ein Geheimerathstitel, auch ein wirklicher, ja gewiß auch die Excellenz wäre ihm damals nicht entgangen, aber er

zog es vor ein unabhängiger, freier Bürger zu bleiben. Nicolovius umarmte ihn aus der Ferne entzückt über seinen Entschluß wieder Buchhändler werden zu wollen.

Mit dem Wollen war es aber noch nicht abgethan. Er brauchte dazu wieder Geld, Kredit, Kunden, die Bücher kaufen wollten und konnten. Nur an Büchern fehlte es nicht. Perthes Lager war zwar, wie sein ganzes Vermögen, confiscirt worden, aber gute Freunde hatten für ihn Blindekuh mit den französischen Behörden gespielt. Das Werthvollste war ihnen unter allerhand Vorwänden weggeschnappt, und die Katalogisirung der Masse dergestalt verzögert worden, daß die Stadt eher übergeben ward, als die Versteigerung angesetzt werden konnte. Davoust hatte noch die Unverschämtheit, als er seine Beute fahren lassen mußte, an Perthes eine große Rechnung über die Mühewaltung und Katastrirung seines Lagers einzusenden. Perthes zahlte sie aber nicht.

Hiermit ist Perthes bewegtes Leben geschlossen; nicht sein thätiges, das noch über zwanzig Jahr fortdauerte. Seine Handlung blühte durch seine und Besser's Thätigkeit wieder auf und gewann durch neue ausgedehnte Verbindungen immer mehr an Bedeutung. Oeffentlich wirkend trat Perthes nicht mehr auf, aber er wirkte von innen heraus für alles Gute, Edle, Gemeinnützige. Sein Blick war überall, sein Urtheil über die wandelnden politischen Verhältnisse stets klar, meist richtig, zuweilen prophetisch. Er sah wie sie drinnen und draußen fehlten und sündigten, und hielt sich um so fester auf dem gewonnenen religiösen Standpunkte, von wo ihn die geltenden Machtsprüche und theoretischen Sätze weder der einen noch der andern Seite in seinen Anschauungen und Handlungen verlocken und verrücken konnten. Thätig eingreifend war er noch einmal in einer Angelegenheit, welche damals die ganze gesittete Menschheit begeisterte, für den Aufstand der Griechen; noch thätiger in seinem nächsten Beruf. Er unternahm eine Reise durch Deutschland, um eine bessere Vereinigung aller Buchhändler zu bewirken. Auf's Neue knüpfte er hier Verbindungen an mit allen geistig hervorragenden Männern in einer immer kleiner werdenden Zeit. Auch nicht alle die großen Männer, welche in der gewaltig bewegten es gewesen, bewährten sich in der als groß, wo kleinliche Interessen, im Streit mit allein selig machen sollenden Ideen die Gemüther erhitzten, nicht erhoben. Bewundernswürdig ist aber der Scharfblick mit welchem er die Ver-

hältniſſe in den deutſchen Kleinſtaaten beurtheilte. Alles das gehört nicht hierher, aber wir mögen dem künftigen Geſchichtsſchreiber Perthes Leben, wie es ſein Sohn Clemens niederſchrieb, als einen reichen Studien-Quell für das innere Leben jener Jahrzehnde empfehlen, die, voller Gährungsſtoff, ihn doch nur in ungeordneten trüben Ausbrüchen zur Erſcheinung brachten. Ein Geiſt, wie unſers Perthes, der eine beſſere Zeit mit durchlebt, und er konnte wohl ſagen, mitgemacht, wo nicht nur zerſetzend und zerſtörend, ſondern organiſch ſchaffend dieſer Stoff an's Licht trat, konnte dies nur mit betrübtem Blick verfolgen. Vor dem, daß er auch Zeuge ſein ſollte wie dieſer Stoff allgewaltig in der Mitte des Jahrhunderts durch ganz Europa herausbrach, aber auch da der Geſtaltungskraft entbehrend, und wie die germaniſchen und romaniſchen Völker in eine geiſtige Trägheit nicht nur im Schaffen, auch im Hoffen, Glauben und Lieben verſanken, bis eine andre Weltfrage im Orient ſie wieder zum Bewußtſein ihrer ſelbſt wenigſtens halb erweckte, dieſe trübe Erfahrung und Prüfung erſparte ein gütiges Geſchick unſerm deutſchen Bürger, der ſchon vor 1840 von ſeinem Gott abgerufen ward.

Zu ſeiner ihm lange vorausgegangenen Caroline. Ihr Leben läuft wie ein ſelbſtſtändiger ſchöner Fluß neben dem ihres Gatten, beide in Liebe innigſt verſchlungen und verbunden, und doch jeder in ſeinem Natur-Rechte ſo verſchieden und gleich berechtigt. Es war ein ſeltener Ehebund und eine ſeltene Frau, die wohl ganz kennen zu lernen ſich verlohnt, wie ſie als Gattin noch jungfräulich, als Mutter die kindliche Freundin war ihrer Söhne und Töchter, als Sterbende den Spruch widerlegte, welchen ihr Gatte bei Klopſtocks Tode that: man weiß ja, der Tod iſt kein Kunſtwerk! Ihrer erſcheint wie ein fröſtelndes Nebelwehen im Frühling, nur wie eine linde Auflöſung des Stoffes, damit der Geiſt, der ſich längſt nach einem Daſein ohne ihn geſehnt, frei werde. Das läßt ſich alles nicht ausziehen, und in Kürze berichten, man muß es im Buche ſelbſt leſen.

Nach ſeiner Gattin Tode (1821) hielt es Perthes nicht mehr in Hamburg aus. Nachdem er die große Sortimentshandlung an ſeinen Schwager und Geſellſchafter Beſſer verkauft, zog er in ſein Geburtsland Thüringen zurück, wo er in Gotha die große, noch blühende Verlagshandlung bis zu ſeinem Tode führte.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Nettelbeck.

Von

W. Alexis (W. Häring.)

Berlin, 1855.
Verlag von Carl Barthol.

BIBLIOTHECA
REGIA

Joachim Nettelbeck.

Von W. Alexis (W. Häring).

An einem ſchönen Sommertage, Nachmittags um vier Uhr des Jahres 1748 rief ein klägliches Geſchrei, das aus der Luft zu kommen ſchien, die Einwohner von Colberg an die Fenſter. Es war die Stimme eines Kindes, das in der gräßlichſten Seelenangſt um Hülfe ſchrie. Zu Zeiten kommen wohl große Adler und Raubvögel aus Norwegen im Sturm über die See, aber Colberger Bürgerkinder rauben ſie nicht; und es war kein Sturm, ſondern warme, laue Luft, als wäre das Gold der Sonne flüſſig worden, und ſchmiegte ſich wie ein Balſam um die Glieder der Creatur. Kein Blättchen regte ſich, und es wäre kein Drache über die Dächer geſtiegen.

Aber von den Dächern kam es. Auf der Spitze des hohen alten Domes, der weithin ragt über die niedrigen Häuser der Stadt, saß ein Knabe rittlings, das eine Bein hier, das andere drüben, und klammerte sich mit den Händen an den kupfernen Reifen fest. „Daß Gott erbarm! schrie Einer, der ihn erkannte, das ist Spärke's David." „Wie kommt der Unglücksjunge da'nauf!" — „Da ist ja noch Einer," rief ein Anderer, die Hand über den Augen. Wer an und auf der See lebt, hat ein scharfes Gesicht; doch mocht er ihn nicht sogleich erkennen, denn der zweite Knabe kam rücklings vom Giebel her geritten, lustig und schnell als wär's auf einer Stange und zwei Fuß unter ihm grüner Rasen. Er wollte dem Kameraden beispringen. Aber wie konnte er's! der saß fest und er auch. Vorbei konnt er nicht; er hätte ihn hinunter stoßen müssen.

Aber da er sich zu dem Andern umwandte: „Plärre nur nicht David, das hilft nichts," erkannten sie ihn unten: „Das ist Jochem, — Brauers Jochem! der Blitzjunge! habe ich's doch gedacht!" Da wollten es noch Andere gedacht haben. „Der hat ihn verführt, für sich hätte Spärke's David es nicht gethan!" — „Der Rücken muß ihm noch blau sein, meinte ein Dritter, so schlug der Vater zu, und sitzt schon wieder oben."

Freilich hatte Jochem den Andern verführt; aber David hatte sich gern verführen lassen. Jochem ging nicht gern in die Schule, denn seine Tauben waren ihm lieber; aber seit er mit des Glöckners Sohn Freundschaft geschlossen, däuchte ihm das Dach mit dem Taubenbrett nicht hoch genug. Er ließ die Tauben fliegen, und kletterte lieber, wenn keine Schule war, auf den Boden der großen Domkirche, ins Sparrwerk und in die Balkenverbindungen bis hoch unter das kupferne Dach. In der gewaltigen Verzimmerung des großen Gebäudes verirrten sie sich oft so, daß Einer vom Andern nichts wußte. Und wenn sie sich wieder fanden, was wußte jeder dem Andern zu erzählen, was er in den dunkeln Winkeln gesehen, in den Stäubchen, die im Sonnenstrahl tanzten, wie wunderbar hatte die Luft gerochen, und wie hatte der Wurm im Gebälk geflüstert! Aber bald war auch das Wagestück nicht genug. Sie kletterten inwendig auf den Thurm, an dem Holzgespunde von Riegel zu Riegel, bis es so spitz ward, daß sie nicht weiter konnten.

Nun wollte Jochem versuchen, da das Klettern drinnen so schön

ging, wie es ſich draußen klettern laſſe. In freier Luft mußte es ja ganz anders ſein. Bei den Glocken ſtieg er aus den Luken auf das Gerüſt, von da auf die Firſten des kupfernen Kirchendaches. Es ritt ſich prächtig; vom Thurme kam er bis zum Giebel und wieder zurück, und war ſelig. Nur dauerte die Seligkeit nicht lange. Hunderte, und ſein Vater darunter, hatten es von unten geſehen und auf große Freude folgte großes Leid, damals ſchon.

Aber Schmerzen ſind bald verſchmerzt, wenn man erſt zehn Jahr alt iſt. Und David, der es damals noch nicht gewagt, hatte ſo große Luſt, es auch zu verſuchen. Und heute war der Vater verreiſt, und die Sonne und die Vögel in der blauen Luft lockten ordentlich. — Jochem war vorangeſtiegen, flink und ſicher, und David folgte bis — bis ihm ſchwindelte, eine Angſt, die er nie gekannt, ihn ergriff. Er glaubte links, er glaubte rechts zu ſtürzen; ein kalter Schweiß lief von der Stirn bis zur Zeh; er preßte die Hände an die Kupferreifen, daß ſie ſich bogen; er konnte nicht hinunterſehen, in die ungeheure Tiefe, auf die kleinen Menſchen, er ſchloß die Augen, ſchrie, und hätte gewünſcht, daß Dach und Kirche unter ihm bis in die Grüfte verſänken.

Während die Bürger unten dachten und ſprachen, war Einer auf den Thurm hinaufgeſtürzt, es war der Glöckner. Der warf ein Seil mit einer Schlinge nach dem Knaben; es war ein glücklicher Wurf. Jochem, der ſich auf der Firſte ganz umgedreht, half es ihm um den Leib binden. So ward David rücklings nach dem Gerüſt gezogen und hinauf gewunden. Jochem ritt und kletterte munter nach, aber nicht ſo munter ſtieg er die ſichern Treppen hinab. Wem zittern nicht etwas die Kniee, wenn er zu Gericht geht, und er hat zum zweiten Mal geſündigt?

Siebenzig Jahr nachher, als ein achtzigjähriger Greis, ſchrieb Jochem in ſein Erinnerungsbuch: „da gab es denn rechtſchaffene aber verdiente Prügel.“ Die kamen vom Vater; der Lehrer aber meinte, es müſſe zu Nutz und Lehre der übrigen Schulkameradſchaft auch ein anderweitiges Beiſpiel ſtatuirt werden, und Jochem ward drei Tage lang, jeden Nachmittag, wenn die Schulzeit abgelaufen, in den Karzer geſperrt, und immer erſt Morgens, wenn die Schule anging, wieder herausgelaſſen. Da hatte er recht Zeit, in dem finſtern Loche, wo kaum ein Sonnenſtrahl hineinfiel, um mit dem Staube zu ſpielen,

an das hohe Kirchendach zu denken, wo er frei wie ein König sich schaukelte und in das blaue Firmament und die blaue See mit ihren weißen Segeln schauete! — Für Spott durfte er auch nicht sorgen. Wenn er Morgens herausgelassen ward, standen die andern Schulbuben schon da, und ätschten und lachten ihn aus: „Jochem will Schiffer werden! darum segelt er auf dem Kirchdach!“ Und wie verzehrten sie, ihm zum Hohn, ihr Frühstück! Er durfte nur ein Mal Mittags bei Vater und Mutter essen, und es reichte nicht aus bis zum andern Mittag, denn er hatte schon einen wirklichen Schiffer-Appetit. Nur einmal steckte ihm ein gutherzig Mädchen, Dörtchen Seeland, ihre Semmel zu; das Kind konnte es aber nicht so heimlich thun, daß es die Andern nicht sahen. „Die hat ihm eine Semmel zugesteckt,“ hieß es. Der Lehrer mußte sie confisciren. Dörtchen weinte, Jochem weinte. Da gab ihm der Lehrer die Semmel heimlich wieder. Wenn's ein Roman wäre, was ich erzähle, so hätte Jochem sein Dörtchen nachher heirathen müssen; aber es ist Alles Wahrheit, und so kann ich nur berichten, daß Dörtchens wohlhabende Eltern nachher arm wurden, und auswandern mußten nach Rußland. Da traf sie viele, viele Jahre nachher Jochem, und es freute ihn wenigstens, daß er dem blassen, gealterten Mädchen die Semmel vergütigen konnte.

Hatte denn Jochem die Prügel, das Karzer, den Hunger und den Spott verdient? Er selbst sagt: ja; und so müssen wir's glauben. Aber warum war er denn in's Gebälk von Kirche und Thurm geklettert, warum übte er sich, in der schwindlichen Höhe auf der Dachfirste zu rutschen? — Der Knabe hatte nur einen Gedanken: er wollte Schiffer werden. Darum, seit er Höschen trug, fiel ihm kein Holzspahn, kein Stückchen Baumrinde in die Hände, daß er es nicht mit Segeln von Federn oder Papier ausrüstete, und auf Rinnsteinen, Teichen, oder in der Persante sein Schiff treiben ließ. In strengen Winternächten schlich er aus dem warmen Bette auf den Wall und maaß nach Anleitung einer alten holländischen Steuermannskunst die Entfernung der Sterne vom Zenith. Auf den Schiffen aber konnte er nicht klettern, nicht lernen, wie man des Schwindlichwerdens Herr wird. Jochem ertrug ruhig und vergnügt Schläge, Finsterniß und Hunger, und er dachte, es sind meine Lehrjahre. Daß er im Gespund des Domthurms wie ein Iltis zu Hause war, hat nach 30 Jahren

noch seine Vaterstadt Colberg vor unverwindlichem Schaden bewahrt. Der Blitz schlug in die Spitze, es brannte lichterloh; Thurm, Kirche, Stadt waren in Gefahr, und Niemand wußte zu helfen. Da kletterte Jochem mit Eimer und Spritze bis dahin, wo keiner vor ihm sich hingewagt, und löschte unter einem Kohlenregen und Funkensprühen, das ihn bis auf die Knochen verbrannte, das Feuer.

Jochem hat aber mehr gerettet, als den Thurm der Domkirche. Er hat gegen sechszig Jahr nachdem er da auf der Dachfirste sich umschaute, von Colbergs Thürmen und Mauern sich nach dem Feinde umgeschaut, und die Festung Colberg seinem Vaterland und Könige gegen die Franzosen retten helfen. Der Knabe Jochem ward der

berühmte Seefahrer Joachim Nettelbeck, der erſte Königlich Preußiſche Schiffscapitain, der Vertheidiger Colbergs an Gneiſenaus Seite, ein Kernmann und Bürger, im Vaterland berühmt und weit darüber hinaus. Als er ſchon über 80 Jahre alt war, hat er ſeine Lebensgeſchichte aufgeſchrieben, die vor 30 Jahren gedruckt wurde, und Jung und Alt kann noch heute daraus lernen. Sie iſt, wer ſollte es glauben, ſo voller wunderbarer Begebenheiten und überraſchender Wendungen, daß mancher Leſer denken möchte, es wäre ein Roman. Man braucht nicht die hundert engliſchen Seeromane zu leſen, hier findet man daſſelbe, was ſie erdichten, und Alles iſt wirklich geſchehen. Der alte Mann hat ein Gedächtniß für alles Gute, aber auch für das Schlimme, er hat ſo viel Tüchtiges gethan, wie wenige Bürger in ſo langem Leben, er verſchweigt aber auch nicht, wo er etwas Dummes that, und ſchilt ſich ſelbſt, Andern zu Lehre und Nutz, wenn ſie es annehmen wollen. Mit feſtem Glauben an ſeinen Gott, der über ihn wacht, geht er in den Sturm, durch Eis und Feuer und die Schlechtigkeit der Menſchen, wo die Noth am größten, iſt immer die Hülfe am nächſten. Er betet auch, und dankt ſeinem Gott nach überſtandenen Fährlichkeiten, aber wo es zum Schlimmſten kommt, meint er, der liebe Gott habe uns die Hände gegeben, zuerſt um ſelbſt anzugreifen wo es noth thut, und den Kopf, um uns ſelbſt zu helfen. Aus dieſen vielen Geſchichten des Seefahrers wollen wir nun einige erzählen, da für alle nicht Platz iſt, obſchon Alles, was er uns, in gemächlicher Breite, wie es alter Leute Art, mittheilt, wohl des Anhörens werth iſt.

Als 11jähriger Junge ging Jochems ſehnſüchtiger Wunſch in Erfüllung. Auf ſeines Oheims Schiff, der Suſanna, als Kajütenwächter angeſtellt, machte er ſeine erſte Seereiſe nach Amſterdam. Welche neue Welt ſah er da von ungeheuren Seeſchiffen, auf denen täglich getrommelt, gepaukt, trompetet, mit Kanonen geſchoſſen wurde! Unter ſeinen Schiffsleuten galt der Glaubensartikel: wer nicht von Holland aus auf dergleichen Schiffen gefahren, könne auch für keinen rechtſchaffenen Seemann gelten. Grade das war aber ſein ganzes Sinnen und Denken. Wovon das Herz voll, davon ging der Mund ihm über. Der Oheim ſagte, er müſſe nicht klug im Kopfe ſein. Da zog es hin, er konnte nicht mehr widerſtehen.

Nächtlich ſprang er, wie er ging und ſtand, in eine Jölle, ruderte nach einem Oſtindienfahrer, von dem er wußte, daß er am Morgen in See ſtach, kletterte hinauf, indem er den Nachen fortſtieß, und verſteckte ſich an Bord, bis man ihn fand und zum Capitain führte. Da gab es ein hartes Examen und Jochem log zum erſten Mal: er ſei ſo hart von ſeinem Oheim behandelt, daß er's nicht aushalten könne, er wünſche in die weite Welt zu gehn, und wenn man ihn zurückſchicke, möchte er lieber in die See ſpringen. Seine Thränen, ſein freundliches Geſicht erweckten das Mitleid. Der Capitain nahm ihn als Steuermanns-Junge mit, unter der Bedingung, daß er vom Texel aus an ſeinen Oheim ſchreibe und ihn um Verzeihung bitte. Der Brief ward geſchrieben, kam aber nicht an; zu Hauſe galt er daher für todt. Der kleine Schelm hatte das auch ſo berechnet; es ſollte heißen, daß er von der Jölle ins Waſſer gefallen und ertrunken ſei, darum hatte er nichts von ſeinen Sachen und Kleidungsſtücken mitgenommen.

Der freundliche Capitain ſorgte für Kleidung und gab ihm eine kleine Gage, auch ſogar zwei Lehrmeiſter, nämlich zwei Neger: Matroſen aus Guinea, bei denen er die dort gangbare Negerſprache ziemlich gut erlernte; denn — der Oſtindienfahrer, auf dem er ſich zu befinden glaubte, war ein **ehrlicher Sklavenhändler**. Der Sklavenhandel war aber damals ein ehrliches Geſchäft.

Der 83jährige Mann entſann ſich noch ſehr genau, was dem 11jährigen Knaben auf der langen Fahrt nach der Küſte von Guinea begegnete; da er aber ſpäter als reifer Mann dieſe Reiſe wieder gemacht, iſt wohl da beſſer Zeit und Gelegenheit, ſeine Betrachtungen mitzutheilen. In 21 Monaten hatte Capitain Gruben 420 Sklaven eingekauft, nur 11 Mann im heißen Clima verloren, war dann nach Surinam hinübergeſchifft, hatte die Sklaven glücklich abgeſetzt und war mit Zucker und Kaffee nach Amſterdam zurückgekehrt.

Da erſt erfuhren die Eltern in Colberg aus Jochems Briefe, daß er noch am Leben, und nun flogen Briefe auf Briefe, daß der Flüchtling auf der Stelle zurückkomme, denn — er war ja noch nicht eingeſegnet! Zu Schiff kam er mit einem Landsmann denn auch wirklich zurück, und der Empfang des verlorenen Sohnes war zwiſchen großer Freude und ernſten Rügeworten getheilt. Wer zweifelt, daß das Herz der Eltern über ihren gerechten Zorn ſiegte. Aber nachdem er wieder

die Schule beſucht, und mit 14 Jahren eingeſegnet worden, hielt ihn nichts mehr auf dem feſten Lande. Er gehörte in die See, wie der Fiſch ins Waſſer, und war als Matroſe auf verſchiedenen Schiffen bald in Dänemark und Schweden, bald in England und Schottland, in Holland und Frankreich zu finden.

Dies Leben war aber viel zu einförmig für ſeinen Sinn. Es dünkte ihm alles nur Küſtenfahrten auf Nußſchalen. Da verdung er ſich 1754 in Amſterdam bei ſeinem Vetter, Capitain Blank, auf deſſen Schiff Chriſtina, um als Conſtabler, dann als Unterſteuermann, wieder nach Surinam zu gehen. Surinam mit ſeinen undurchdringlichen Waldungen, während die Zucker- und Kaffeeplantagen nur an den breiten, dunſtenden Flüſſen und ihren todten Armen liegen, welche die einzigen Straßen bilden, war damals ein ſo ungeſundes Land, daß von einer Schiffsequipage, in den vier Monaten, die ſie in der Regel hier verweilte, gewöhnlich ein Viertel der Mannſchaft ſtarb. Und das war noch ein glücklicher Fall. Die Deutſchen hielt es aber nicht ab, die zu Hauſe es nicht fanden, hier ihr Heil zu ſuchen. Man konnte Surinam damals mehr eine deutſche als eine holländiſche Colonie nennen, denn auf den Plantagen traf man unter hundert Weißen vielleicht neun und neunzig, die aus allen Gegenden Deutſchlands zuſammen gekommen waren. Sie waren fleißig, wurden wohlhabend, reich, ſehr reich; aber ſie haben auch da kein Deutſchland geſtiftet, ſie wurden Holländer!

Zwei Brüder Kniffel, aus Belgard in Pommern, waren als gemeine holländiſche Soldaten dahin verirrt, aber Glück, Fleiß und Rechtlichkeit hatten ſie zu Millionairs gemacht. Sie beſaßen am Comandewyneſluß zwei Kaffeeplantagen; die eine hieß Friedrichsburg, die andere, ihrer Vaterſtadt zu Ehren, Belgard. In Paramaribo hatten ſie eine ganze Straße erbaut, eine lutheriſche Kirche geſtiftet und für ewige Zeiten dotirt mit den Einkünften der einen Plantage. Sie waren Mynheers vom größten Anſehn. Die deutſchen Namen ihrer Plantagen mögen ſich wohl erhalten haben, aber das deutſche Weſen konnten ſie nicht erhalten.

Rettelbeck ward von ihnen wie ein liebes Kind aufgenommen und hätte ſein Glück machen können, aber er wollte nicht reich werden und ein Schlaraffenleben führen; ihn trieb's in die Welt und zur Thätigkeit. Auch war er ein zu guter Preuße, um ein Holländer

zu werden. Aber die alten Rynheers Kniffel blieben ihm beide Freunde, und in ſpäten Jahren war es grade ihm aufbehalten, das Glück einer andern Perſon zu machen, was ihm in ſeinem Alter lohnender däuchte, als wenn er für ſich die reiche Erbſchaft erſchlichen hätte.

Aus der warm dunſtenden Atmoſphäre des Küſtenlandes ging er mit Luſt in die rauſchende See, und die freien Meereslüfte ſtärkten wieder den ungeſchwächten Jüngling. Da fand er, als er endlich in Amſterdam ankam — denn von unterweges hatte er noch unterſchiedliche Seereiſen gemacht, noch einmal zurück nach Surinam, Curaſſao, alles ohne Wiſſen der Seinen — dringende Briefe der Eltern, daß der Flüchtling nach Hauſe käme; denn er — war erſt 18 Jahr!

Gehorſam ſchiffte er ſich 1756 nach Danzig ein. Da traf es ſich, daß König Auguſt von Polen grade dort Hof hielt, und die Herren der Stadt ſuchten zwölf der geſchickteſten und ſchmuckeſten Seeleute, um ihn auf der Rhede in einer koſtbaren Barke nach den ruſſiſchen Schiffen rudern zu laſſen. Auch Nettelbeck ward ausgeſucht; aber als er die bunten Schilde, Federn und Bänder ſah, die er tragen mußte, dünkte das ſeinem preußiſchen Sinn große Schande. Sein König hieß ja Friedrich und nicht Auguſt. Thun mußte er's, denn er hatte ein Mal ja geſagt; aber den Ducaten, den er dafür bekam, duldete er nicht in der Taſche; er warf ihn dem erſten preußiſchen Invaliden, einem alten Huſaren, dem er begegnete, in den Hut, und war nun erſt froh und wieder frei.

Die Eltern konnten den Jungen freilich nicht zu Hauſe behalten, aber es war ihnen doch wie ein Troſt, wenn er nicht mit einem fremden Holländer, ſondern mit einem Verwandten in See ſtach. Darum ſchickten ſie ihn wieder mit dem Oheim, mit dem er ſeine erſte Fahrt gemacht, nach Liſſabon. Das Schiff trug eine Ladung Holz und hieß: Die Hoffnung. Der Name täuſchte. Schon im Sund ſchlug einmal die Schaluppe um, darin ſie Vorräthe eingekauft, ein Matroſe ertrank, Oheim und Neffe wurden von Nacht und Wellen weit verſchlagen, bis ſie in Helſingör ſich wieder fanden.

Die Ladung hatte ſich zu lange verzögert, dann war der Wind ungünſtig und erſt am 2. December waren ſie an der flämiſchen Küſte. Dazumal fuhren die Seeleute ungern in ſo ſpäter Jahreszeit. Aus Norden kam ein gewaltiger Sturm und drohte, die „Hoffnung" auf die flämiſchen Bänke zu werfen. Die Gefährlichkeit derſelben war

ihnen nur zu wohl bekannt. Wie sie dagegen arbeiteten, kamen mehre heftige Grundstöße, und ihr Steuerruder ward zerschmettert. Um nicht augenblicklich auf den Strand zu laufen, warfen sie zwei Anker aus. Es war zehn Uhr Vormittags, das Land eine kleine halbe Meile entfernt, ringsum schäumende Brandung, und ihre Segel, die sie nicht mehr fest machen konnten, flatterten im Winde. Die Wellen flutheten über das Verdeck; die ganze Mannschaft mußte, um nicht im Wasser zu stehen, auf die Masten klettern.

Im besten Fall, wenn sie auf den Strand liefen, war auch da die Stellung mißlich. Flandern war damals österreichisch, und der Siebenjährige Krieg eben ausgebrochen. Der Oheim gab ihnen also im Mast Lectionen; sie sollten ja nicht ausfagen, daß sie ein preußisches Schiff wären, sondern vorgeben, sie wären aus Schwedisch-Pommern. Wenn der Sturm es zulasse, wollte er hinunter, die preußische Flagge wegthun, die Papiere vernichten, und die schwedischen Documente, die in der Kajüte lägen, wenn's ginge, heraus suchen.

Es war des armen Oheims letzte Lection. Er wollte sich am Mast herunterlassen; da schlug ihn das peitschende Segel so gewaltsam, daß er los ließ. Er fiel mit dem Rücken auf das Boot, von da mit dem Kopf auf die scharfe Ecke eines Pöllers, endlich aufs Deck, welches mit Wasser und gischendem Schaum so hoch überschwemmt war, als die Seitenborde ragten. Darin ward der unglückliche Mann von den Wogen hin und her gespült. Der Anblick war gräßlich. Joachim Nettelbeck und zwei Matrosen wagten sich herab, und mit Mühe zogen sie den Verwundeten auf das Kajütendeck, wo doch nicht jede Woge hinüber schwemmte. Der Schlag des Segels hatte das linke Auge getroffen; es hing weit aus dem Kopfe, nur noch an einer schwachen Sehne. Das Blut drang aus Mund, Nase, Ohren; er röchelte dumpf ohne Bewußtsein. Wer konnte in solcher Lage helfen! Der treue Neffe schob ihm das Auge in die Höhlung zurück und band sein Halstuch darum; dann umklammerte er und noch ein Matrose den regungslosen Körper, damit nur keine Sturzwelle ihn fortschwemmte.

Gegen fünf Uhr Abends rissen die Ankertaue, das Schiff ward unaufhaltsam gegen den Strand getrieben. Da saß es nun auf dem Grund, von den Wellen wie eine Wippe geschaukelt, bis die Ebbe eintrat. Nun war es völlig fest, aber die rollenden Wellen brachen

ſich noch mit ſolcher Macht dagegen, daß jede einzelne darüber weg ſchlug, und Schaum und Giſcht bis an die volle Höhe des Maſtes gewirbelt wurden. Ein Schiff iſt doch auch nur ein Bretterkaſten, es brach unter ihren Füßen, ein Stück nach dem andern ward von den Wellen fortgetrieben.

Endlich rettete ſie die Ebbe, die Waſſerſchläge wurden ſchwächer, ſie konnten wieder auf dem Verdeck ſtehen. Es war heller Mondenſchein; ſie ſahen eine Menge Menſchen am Ufer, die ihnen helfen wollten und nicht konnten. Wäre nur eine Communication mit dem Lande herzuſtellen geweſen! Die Tonnen, die ſie auswarfen, wurden in's Meer geriſſen. Der treue Pudel, den ſie mit einer Leine um den Bauch in's Waſſer ſetzten, wollte nicht an's Land ſchwimmen, er plätſcherte winſelnd um das Fahrzeug, und wollte wieder aufgenommen ſein. Vergebens ſchlugen ſie nach ihm mit Stangen; endlich erbarmte ſie das Thier, ſie hoben es wieder auf.

Jetzt war's Mitternacht, die Ebbezeit lief ab, wenn ſie nun nicht an's Land kamen bis die Fluth wieder ſtieg, waren Schiff und Menſchen verloren. Es mußte gewagt ſein. Mit den Sturzwellen, die kamen, ſprang Einer nach dem Andern in's Waſſer, und ließ ſich an's Land tragen, wo die am Ufer ſie auffingen und in's Trockene brachten.

Zuletzt waren an dem zitternden Bord geblieben unſer Nettelbeck, ſein 16jähriger Bruder, der als Cajütenjunge die Reiſe mitgemacht, und ihr junger Vetter, der Sohn des Capitains. Das war die traurige Sippſchaft, welche ihr Leben nicht retten wollte, ohne den ſterbenden Oheim und Vater. Sie ſchrieen und wimmerten, und wußten nicht was anfangen. Unaufhörlich rief's ihnen vom Strande mit dem Sprachrohr zu: „Springt über Bord, ſonſt ſeid Ihr verloren!“

Nun ging's nicht länger. Sie umfaßten den röchelnden Körper, und warfen ihn in Gottes Namen in eine beſonders mächtige Sturzwelle, die trug ihn an's Land; die guten Leute dort fingen ihn auf. Nun ſprangen die drei auch nach, Joachim zuletzt. Sie wurden alle gerettet.

Ihre Retter waren öſterreichiſche Soldaten, die den Oheim in ihr Wachthaus trugen. Sohn und Neffe legten ſich dicht neben ihn, um ihn zu wärmen, und ihm von Zeit zu Zeit die Stücke genommen

Blutes aus dem Munde zu nehmen. Nach einer Stunde ſtöhnte er: „O Gott, iſt mir noch zu helfen!“ Das klang wie Muſik in Jochems Ohr.

Am Morgen des 3. December kam ein Wagen mit Stroh; der ſollte den Verwundeten nach Nieuport, einer flandriſchen Stadt, ſchaffen. Mit Mühe und Noth ward er aufgeladen. Jochem und der Sohn legten ſich wieder zu beiden Seiten, und hielten ihn möglichſt ſanft in ihren Armen. Jochems Bruder ging nebenher, ſo war wieder die Sippſchaft beiſammen! „Gott weiß, ſchreibt Nettelbeck, daß ich nie in meinem Leben mehr geweint und gejammert habe.“ Sie mußten dem Kranken immer das Blut aus dem Mund nehmen; ſonſt drohte er bei jedem Ruck zu erſticken.

Aber der junge Steuermann vergaß über den tiefen Schmerz nicht die Klugheit. In Nieuport, wenn es ſich entdeckte, daß ſie Preußen waren, wären ſie ſogleich öſterreichiſche Gefangene geworden. Er beſtimmte den Fuhrmann, in das näher gelegene franzöſiſche Dünkirchen zu fahren. Frankreich war noch nicht in Krieg mit Preußen.

Im dortigen Kloſterhoſpital ward der Verwundete aufgenommen. Da ſtanden die armen drei verlaſſenen Burſchen, von denen der älteſte erſt 18 Jahr alt war, und ſahen, wie die Aerzte und Chirurgen den guten Vater und Ohm nackt auszogen, auf dem Tiſch reckten, daß ſein Stöhnen ihr Herz zerriß, und einen Bruch nach dem andern verkündeten. Es half nichts, daß die Beguine ihm warmen Wein in den Mund flößte. Nun hieß es, er iſt todt. Weß Glaubens war er? fragte ein Pfaff. — Ei lutheriſch! rief Nettelbeck.

Da ſchien das Gewitter in's Kloſter geſchlagen zu haben. Niemand wollte den Ketzer anfaſſen. Aber aus dem geweihten Raume mußte er vor Nacht fort. Die Burſche mußten ſelbſt, auf Anweiſung, einen Sargkaſten vom Tiſchler holen, ſelbſt die Leiche hineinthun, ſelbſt mit Hammer und Nagel den Deckel feſt machen, ſelbſt ihn in einen Schuppen auf der Straße ziehen. Niemand half ihnen. Es übermannte ſie der ungeheure Schmerz, ſie konnten nicht mehr und ſanken nieder unter einem entſetzlichen Jammergeſchrei. Nettelbeck fiel einem Pater zu Füßen, und bat ihn, er möge doch um Gotteswillen ſich ihrer erbarmen, er ſähe ja, ihre Kräfte reichten nicht aus. Nun ward gezüchtelt, ob man um Gotteswillen hier was thun dürfe?

Endlich meinten sie: ja; der Ketzer müßte doch unter die Erde. Vier Kerle kamen mit einer Trage und Spaten. Mehre tausend Schritt trugen sie den Sarg nach einem Kirchhof. Aber nicht hinein. Es ging vorbei, und noch tausend Schritt weiter. Am Wege hießen sie die Jungen ein Loch graben. Den Kerlen aber ging die Arbeit der Ketzer zu langsam. Darum nahmen sie selbst die Spaten in die Hand, und als die Grube kaum so tief, daß der Deckel unter der Erde war, ward der Kasten hineingedrückt, und die Erde festgestampft. Es war schon Nacht, keine Glocke läutete, keine Stimme sang, nur die armen Jungen wimmerten und weinten in die dunkle Winternacht: „O guter Vatersbruder, erbarmt Euch!“ als könne sein Geist noch ihnen helfen.

„Da saßen wir drei Jungen, von 18 bis zu 14 Jahren herab, schreibt Nettelbeck, in der größten Leibes- und Seelennoth — in einem ganz fremden Lande, auf dem freien Felde und über dem frischen Grabhügel unsers geliebten Vaters und Führers — saßen, als eine arge Ketzerbrut, von Jedermann gemieden, und ausgestoßen, ohne einen Pfennig im Vermögen, nichts in und wenig auf dem Leibe, in rauher Jahreszeit, ohne Trost oder Hülfe von Menschen.“ Und betteln wollten sie nicht, lieber sterben.

Der gute Wirth zum rothen Löwen nahm sich endlich ihrer leiblichen Nothdurft an; sie brauchten ihren einzigen Nothanker, des Oheims Taschenuhr noch nicht zu versetzen. Zum Schiffe zurück durften sie nicht, denn vom Koch, der entwischt war, erfuhren sie, daß man das Schiff jetzt als ein preußisches erkannt, und die Matrosen als Kriegsgefangene behandelt würden. Zum Glück entsann sich Joachim, der den Vormund für die andern abgab, daß ihr Schiff für Seeschäden und Türkengefahr in Amsterdam versichert gewesen. Zum Glück wußte er auch den Namen des Commissionärs, und Emanuel de Kinder schickte nach acht Tagen auf Conto der assecurirten Summe 100 Gulden für die Schiffbrüchigen, weil — es des alten Nettelbecks Kinder wären. Das war brav von ihm; Joachim hat es aber später reichlich Emanuels Sohn, Florens de Kinder vergolten, indem er an ihn die allerreichste Ladung aus Lissabon adressirte.

So war den Kindern aus der Noth geholfen. Außerdem bekam ein jeder als Schiffbrüchiger nach altem Brauch, auf dem Stadthause einen Sou für jede Meile, die er bis Hause zu machen hatte. Da

koſtete es nun einige Mühe, den Herren in Dünkirchen die Meilenzahl bis Colberg auszurechnen; denn ſie wußten nichts von Colberg.

Um nicht durch öſterreichiſch Flandern zu gehen, verdungen ſie ſich bei einem Bremer Schiffer, der trotz der ſchlimmen Jahreszeit mit einer erkauften engliſchen Priſe nach Hamburg wollte. Es ging ihnen ſpottſchlecht. Sie hungerten, froren und wurden von dem mürriſchen Capitain hart angelaſſen; das Schiff aber ſah bald wie ein großer Eisblock aus. Da ſie die Elbe zugefroren fanden, mußten ſie einen Nothhafen an der holländiſchen Küſte ſuchen. Am Neujahrstage 1757 ſcheiterte auch dies Schiff an den Strandbänken der Inſel Schelling; ihr Zuſtand war faſt ſo ſchrecklich, als damals an der Küſte von Flandern. Das Schiff war über die äußerſte Barre gehoben und ſaß nun auf einer Sandbank am Strande feſt, das Hintercaſtell tief, das Bug in die Höhe gerichtet, und die Brandung ſchäumte bis über das Verdeck. Aber jetzt hatten die Burſche nur für ſich zu ſorgen, nicht für einen theuren Blutsfreund. Und es traf ſich ſo zufällig, daß die drei Vettern und Brüder oben an den Fockmaſt ſich klammerten, derweil der Capitain mit den beiden andern Matroſen unten gegen die brauſenden Wellen ſich zu wehren ſuchten, wie es ging, oder es ging auch nicht. Die Vettern waren mäuschenſtill vor Angſt, die andern aber ſchrieen, daß die Luft davon erklang. Die Nacht war dunkel, auf dem Lande lag Schnee, und ringsumher war alles ſchäumende Brandung, ſo daß, wo alles weiß war, ſich nicht unterſcheiden ließ, wie nahe oder fern ſie vom trockenen Ufer ſein mochten.

Aber Joachim däuchte es, je länger er darauf hinſah, daß beim Rücklauf der Wellen nur ein kleiner Zwiſchenraum bis zum Lande ſein könne. Flugs kroch er den langen Bugſpriet hinan, der nach dem Strande gerichtet war. Da ſah er, daß jedesmal, wenn die See zurücktrat, das Ufer kaum eine Schiffslänge entfernt blieb. Er ließ ſich zurück rutſchen, meldete es den Freunden, er rief es auch denen unten zu, daß ſie ſich retten könnten, wenn ſie es machten wie er. Die unten hatten es wohl nicht mehr gehört.

Dann paßte er die nächſte Welle ab, die ſich zurückzog, ſaß wieder im Bugſpriet, auf der äußerſten Spitze, ergriff eins von den vielen Seilen, die herabhingen, und ließ ſich ins Meer fallen. Er faßte Grund und kam ans Ufer. Der Vetter nach ihm, dann der Bruder.

Im Schnee ſanken ſie aufs Knie, um dem Vater im Himmel inbrünſtig zu danken. Durchnäßt bis auf die Haut, erſtarrt vor Kälte, liefen ſie nun über Stock und Block, einem Lichtſchein zu. Auf dem unebenen Dünen-Boden, hoch und tief mit Schnee bedeckt, fielen ſie wohl hundert Mal in der Finſterniß, bis ſie die Baake erreicht, von wo das Licht kam. Als ſie den erſchrockenen Wächter erweckt, folgten ſie ihm ins nächſte Dorf, wo er Meldung von dem Schiffbruch zu machen hatte.

Die Glocken läuteten ihnen ſchon entgegen, denn Alles mußte auf nach dem Strande zur Bergung des Schiffes; die armen jungen Leute fanden aber im Dorfe die liebreichſte Aufnahme, warme Betten, Warmbier, Glühwein und Thränen des Mitleids; nachher einen Droſten der Inſel, der ſich ihrer noch werkthätiger annahm. Da wurden ſie einquartirt bei ſtärkender Koſt; der Droſt ließ ihnen warme Jacken, Hoſen, Mützen und Halstücher anfertigen, und als das Eis, das die Inſel vom Feſtland trennte, aufgegangen, ſorgte er noch großmüthig für ihre Ueberfahrt. Das Schiff aber, auf dem ſie gekommen, ward nur in Trümmern ans Land geſchafft. Vom Capitain und ſeinen Matroſen hörten ſie nie mehr ein Wort. Auch ihre Leichen hat die See verſchlungen.

Wie die verlaſſenen drei jungen Burſche ihren Rückweg in die Heimath fanden, davon ließe ſich auch ein Buch ſchreiben, ſo voller Beſchwerlichkeit, Abenteuer und Fährlichkeiten war der lange Weg, und im Winter! Wie oft glaubten ſie, nicht weiter zu können, und zu verſchmachten, wie wurden die Füße ihnen wund und wie ging das letzte Geld ihnen aus, aber ihr Muth verließ ſie nicht, und darum auch nicht der liebe Gott. Wenn noch ſo viele vor ihnen die Thür mit einem froſtigen: „Geht weiter mit Gott!“ zuſchlugen, ſo fanden ſich doch immer wieder barmherzige und freundliche Seelen, welche ſie wärmten, ſpeiſten und ihnen weiter halfen. Joachims Bruder hatte die Füße voller Blaſen, auch der Vetter hinkte, und wenn der ältere zurückblickte, war immer Einer hinter dem Andern zurückgeblieben. Endlich ſetzte ſich der arme 16jährige Junge auf einen Düngerhaufen am Wege, und ſagte unter Thränen: „Jetzt kann ich nicht weiter. Geh Du nur Jochem mit dem Vetter und laß mich hier. Willſt Du mir nichts vom Gelde geben, iſts auch gut, wenn ich auch Hungers ſterben ſoll. Es geht nicht mehr.“ Joachims Angſt war

unausſprechlich, er tröſtete, liebkoſte ihn, verſprach goldne Berge, wenn er nur bis ins nächſte Dorf vor Nacht ſich ſchleppen möchte, da wolle er das ſorgſam gehütete Geld angreifen und einen Wagen nehmen. Und es ging dann; aber der Wagen und die theure Koſt hatten den Nothpfennig in Lübeck ganz aufgezehrt, und die Uhr des Oheims mußte nun verſetzt werden. Für den Erlös kamen ſie denn auch glücklich bis Stettin, und als ſie die Thore der Vaterſtadt ſahen, hatten ſie noch 7 Groſchen 6 Pfennig!

Ach die Freude des Wiederſehens dauerte nur ein Paar Tage. Die wie vom Tode auferſtandenen Kinder ſollten einer ganz andern Gefahr entgegen gehen, vor der das Herz der Eltern ſchauderte. Wer glaubt das heute! Sie ſollten Soldaten werden. So haben ſich die Zeiten geändert. Das galt damals für das größte Unglück, was einer Familie begegnen konnte, und die Väter und Mütter, und die Söhne auch, waren ſo gute Preußen und Patrioten, wie nur Einer, und ſie hatten einen König, den ſie liebten und bewunderten, für den ſie ihr Alles gern hingaben, nur nicht die Kinder zu Soldaten.

Der Siebenjährige Krieg fraß ſeine Leute. Der Krieg brauchte immer neue. Fünf Tage, nachdem die jungen Menſchen ſich kaum ſatt gegeſſen — denn von Holland bis Colberg hatten ſie meiſt nur trocken Brod geſchlungen, — kaum ihre Beulen geheilt, hieß es: Die Unterofficiere von unſerm Bataillon, das in Torgau Winterquartiere hat, kommen an, um friſche Rekruten aus ihrem Canton auszuheben! Wer eine Flinte tragen konnte, und nicht mochte, zitterte.

Fechten und, wenn's ſein muß, ſterben, hätten auch damals die Bürgerſöhne ſchon fürs Vaterland gemocht; aber mit dem Soldatenſein hatte es eine eigne Bewandtniß. Die jungen Leute wurden beim Einexerciren, beſonders von den Unterofficieren unmenſchlich behandelt. Unter den Fenſtern ihrer Eltern, auf offenem Markte, ward ihnen von dieſen rohen Menſchen mit Schuppſen, Stoßen, Prügeln aufs Grauſamſte zugeſetzt. Es geſchah, damit die Unterofficiere ihre Autorität zeigen konnten; oft aber auch aus Eigennutz. Sie wollten Geſchenke von den Eltern und Verwandten der Gemißhandelten erpreſſen. Es war ein kläglicher Anblick, wenn die Mütter dabei ſtanden und zuſahen. Sie weinten, ſchrieen, baten, wurden aber barſch abgeführt. Klagen bei den Officieren halfen nichts. Denn die ſahen

mit kalter Geringschätzung auf Alles herab, was nicht den blauen Rock trug.

Es ist das leider eine bekannte Sache, und Ausnahmen gab es auch wohl; aber Nettelbeck, der preußische Kernmann und Patriot, bestätigt es ausdrücklich, daß die Officiere und Unterofficiere auch in dem treuen Pommern damals so gewirthschaftet.

Wenn nun schon die Bürger im Allgemeinen solche Scheu vor dem Soldatenwerden hatten, was mehr die Seeleute, die zwar täglich ihr Leben in Gefahr setzen, für den König, ihre Rheder und wer es sei, aber gegen die „Landratten" überall eine entschiedene Abneigung empfinden. Die jungen Seeleute haben einmal die goldene Freiheit gekostet; im Sturm auf dem Mast, an der Klippen Brandung, im Ertrinken, ist jeder freier Mann, er ist darauf angewiesen, selbst für sich zu denken und zu handeln. Darum däucht ihnen der Kamaschendienst, das In-Reih-und-Glied-Stehen, das Nase- und Augerichten auf Commando wie ein Sklavendienst. Wer konnte, versteckte sich, wenn die Unterofficiere kamen, auf ein Schiff und floh ins Ausland. Dem Staate sind dadurch die besten Matrosen verloren gegangen, und später haben die amerikanischen Freistaaten eine Anzahl ihrer tüchtigsten Seeleute aus den Ostseeküsten während Friedrich des Großen Regierung gewonnen.

Nettelbeck sagt: „Ich hatte einen Widerwillen gegen ein so gebunden Leben wie nur einer meiner Seekameraden, aber wegen meiner kleinen Statur hielt ich mich auch gar nicht tauglich zu einem regelrechten Soldaten; darum stand's mir nie zu Sinn, meinem großen Friedrich, so sehr ich ihn auch verehrte, mit dem Schießprügel auf der Schulter, zu dienen."

Welcher Schreck daher, als ein guter Freund aus dem Werbercorps, er hieß Lemcke, dem Vater stach: alle junge Bursche von 14 Jahr an, sind notirt; um eilf Uhr werden die Thore geschlossen, die Brauchbarsten werden aufgegriffen, und morgen gehts Marsch nach Sachsen!

Es war Morgens neun Uhr. In einer Viertelstunde war Jochim zum Thore hinaus und auf der Münde. Bald kam die Nachricht, man hätte der Eltern Haus von oben bis unten nach ihm durchsucht. Man hatte auch Wind, wo er war, und der Vater ließ ihm durch eine vertraute Frau sagen, er möge auf der Stelle nach dem Dorfe

Bornhagen am Strande, zwei Meilen entfernt, ſich durch die Wälder ſchleichen und da bei einem zuverſichtlichen Bauern ſich verſtecken.

Der Rath kam zu ſpät. In der Münde ſtöberten die Werber ſchon umher, und auch das Haus, worin er war, ward umringt. Er kletterte auf den ſtockfinſteren Boden und hatte nur Zeit, ein großes Fiſchernetz, das an den Sparren hing, über ſich zuſammen zu ziehen. Kaum war das geſchehen, ſo knackte auch ſchon die Leiter, auf welcher der Unterofficier Schnell herauf ſtieg. Mit dem gezogenen Pallaſch taſtete er in alle Winkel, nur in das Netz fuhr kein Stich. Dem guten Jochim war eigen zu Muthe, zumal da nicht einmal ſein Kopf bedeckt war, aber Schnell zog murrend wieder ab, und unten verleugneten ſie ihn ſtandhaft.

Seines Bleibens war nun nicht länger. Mit Einbruch der Dunkelheit ſchlich er hinaus, einen tüchtigen Schiffshauer in der Hand; weniger gegen etwaige Verfolger, als gegen die Wölfe, die in dem Winter arg hauſten, und Menſchen und Vieh angriffen. Es war ein ſchrecklicher Weg und ein wahres Wolfswetter mit Sturm und Schneegeſtöber. Es heulte von der See, und oft brach er in Eis und Schnee ein. Im Dorf fand er zwar einen ſichern Verſteck, aber wie hält es ein ſo rüſtiger Burſch, wie Jochim Nettelbeck, vierzehn Tage hinterm warmen Ofen oder auf dem Heuboden aus, ohne alle Nachricht von Haus; und dann wollte er auch gern in der Münde ſein, wenn die Schifffahrt wieder losging, um das weite Meer zu ſuchen.

Er ſchlich ſich wieder zurück. Die guten Leute erſchraken als ſie ihn ſahen: Jochim, was willſt Du hier? — Es waren zu viel junge Leute, wie er, die ſich verkrochen, ſo gut es ging, in derſelben Abſicht, und man erwartete, daß die Nachjagd bald angehen würde. Kaum lag er im Kämmerchen todtmüde im Bett, als es auch ſchon an die Fenſterlade draußen klopfte: „Jochim, Jochim, rief eine gute Frau, aus den Federn! Die Soldaten ſind wieder auf der Münde. Den Chriſtian, den Gottlieb, den Steffen haben ſie ſchon beim Flügel gekriegt. Mach, daß Du davon kommſt!“

Flugs, mit zwei Beinen zugleich, war er aus dem Bette, griff nach dem erſten beſten Kleidungsſtück, was umher lag, und damit im Hemd auf die Straße. Als er's anziehen wollte, war's der rothe Friesrock einer Frau — und im ſelben Augenblick bogen „die Herrn Soldaten um die Ecke.“ Den rothen Friesrock übers Hemde, ſo riß

er aus. Dadurch verrieth er ſich. Die Soldaten hinter ihm drein, und grade mußte es wieder Unterofficier Schnell ſein, der ihm auf den Ferſen war. Haſt du nicht geſehn, ſiehſt du nicht, ſchoß das Hemde mit dem Friesrock auf ein Schiff, das an der Münde lag, und eh' der Blaurock den Strand erreicht, war er ſchon drüber weg in einen Kahn, der unten dran lag und glücklicher Weiſe mit einem Ruder. Er löſt ſofort das Tau und ſtößt ab, als die Werber eben auf dem Verdeck erſcheinen.

Da ſtand er nun drüben in der ſpäter ſo berühmt gewordenen Maikuhle, aber es war nicht Mai; im bloßen Hemde, barfuß, ſchützte ihn der rothe Friesrock, wie er ihn auch drehte und wendete, nicht vor der bitter kalten Märznacht. Der Holzwärter in Grünhauſen, ein alter Bekannter, zu dem er floh, durfte ihn nicht aufnehmen. Es war ſtreng verboten, und der arme Mann zitterte ſelbſt für ſeinen kranken elenden Sohn, der auch notirt war. Er gab ihm aber doch die eigene Nachtmütze und ein Paar Holzpantoffeln. Damit floh Jochim nach der Maikuhle zurück, wo ein alter Schiffsrumpf auf dem Strande ſtand, der im Sommer als Bierſchank benutzt ward. Alles war verſchloſſen und vernagelt; aber er kletterte durch's Rauchfangsloch hinein, und duckte ſich in einen Winkel ſo klein er konnte, damit der Friesrock ihn bedeckte. Beim erſten Dämmerungsſtrahl „gloſterte" er von ſeiner Hochwarte überall hinaus, und da es ruhig ſchien, wagte er ſich an ſein Boot, und ruderte darin zu einem Königsberger Schiffer, der ihn großmüthig aufnahm und vierzehn Tage verbarg.

Aber immer konnte er hier nicht bleiben. Eines Abends ließ er ſich nach einem Schiffe mit Ballaſt zu rudern, das nach Danzig beſtimmt war. Ein Bündelchen mit nöthigſter Wäſche, was die Mutter ihm zugeſchickt, unter'm Arm, kletterte er in der Stille an Bord, und da Niemand ihn auf dem anſcheinend leeren Schiffe bemerkte, rutſchte er durch die vordere Kabelgats-Luke in den Raum hinunter, ſchloß den Deckel hinter ſich, und ſuchte ſich unter den Tauen und Segeln ein Ruheplätzchen. Aber bald dachte er, morgen wenn ſie abſegeln, werden ſie die Taue und Segel brauchen und holen, und du wirſt entdeckt. Er verſuchte daher, ſich noch tiefer in den unterſten Raum zu miniren. Das glückte ihm wohl, aber nun hörte er etwas hinter dem Ballaſt raſcheln und flüſtern, was ihm

unheimlich ward. Er unterſchied bald menſchliche Stimmen, und je länger er horchte, ſo bekannter kamen ſie ihm vor. Unerwartete Entdeckung, es waren eilf junge Colberger Seefahrer, die gleich ihm ſich hierher vor dem blauen Rock geflüchtet hatten.

Eine gegenſeitige Verſtändigung war ſchnell eingetreten. Sie kauerten unter dem Ballaſt mäuschenſtill, in der Furcht, daß man das Schiff noch viſitiren würde vor der Abfahrt. Waren ſie erſt in See, dann konnten ſie lachen. Wer beſchreibt ihre Freude, ihr Herzklopfen, als ſie jetzt eine Bewegung am Schiffe bemerkten, als die Brandung an die Seitenborde ſchlug. Das Lootſenboot ging ab; ſie mußten aus dem Hafen ſein!

Der Kiel rauſchte durch die Fluth. Nach einer Stunde hielten ſie ſich nicht mehr, ſie ſetzten die Leiter an, ſchoben die Luke auf, und man mag ſich das Staunen des Capitains und ſeiner Leute denken, als plötzlich zwölf unerbetene Paſſagiere an's Tageslicht traten. Mancher unter dem Schiffsvolk mochte einverſtanden geweſen ſein, aber er mußte auch verwundert thun, und keiner hatte doch geglaubt, daß die Zahl der Flüchtlinge bis auf ein Dutzend angewachſen war.

Der Capitain tobte wie beſeſſen. Es lag eine ſchwere Verantwortlichkeit auf ihm. „Könnt' ich nur gegen den Wind ankommen, ſchrie er, ich brächte Euch Alle gleich nach Colberg, und machte rein Schiff. Aber ich weiß wohl, wohin ich Euch abliefere."

Er verbot ſeiner Mannſchaft, den Ausreiſſern das Geringſte an Eſſen und Trinken zu verabreichen. Wär's buchſtäblich genommen worden, hätten die jungen Leute rein verhungern und verdurſten müſſen, denn die Fahrt dauerte acht Tage. Aber die Matroſen ſteckten ihnen manchen Biſſen von ihrem Vorrath zu. Dennoch mußten die armen Teufel grauſam hungern und durſten, und waren herzlich froh, als ſie auf der Danziger Rhede ankamen. Da rief der Capitain ſeine Mannſchaft zuſammen, aber die Ausreiſſer auch, und ſagte zu jenen: er gehe nun an's Land, zum preußiſchen Reſidenten nach Danzig, damit dieſer die Deſerteure ſich abholen laſſe. Seine Leute ſollten ſie bis dahin feſthalten, und mit ihrem Leib und Leben dafür einſtehen. Die Leute ſagten: Schon gut, Herr Capitain, aber wir ſind nur unſer fünf, und die ſind zwölf Köpfe ſtark! — Da rief er: „Was kümmert das mich! Und wenn es auch Mord und Todtſchlag giebt, ſo laßt ſie nicht laufen!"

Das hieß nun wohl deutlich genug: Laßt ſie nur laufen! Und ſo thaten auch die mitleidigen Matroſen, nachdem ſie ſich zum Scheine mit den zwölf gebalgt, und unterlegen waren. Die zwölf Burſche ließen ſich über die Weichſel ſetzen, und traten ihren Weg nach Königsberg an. Zum Glück auf der Landſeite, denn auf der friſchen Nehrung wurden ſie von Danziger Stadtdragonern verfolgt, die natürlich nichts fanden. Alle kamen glücklich in der großen Seeſtadt an, wo ſie im Gewühl der Matroſen ſich leicht verloren, und, da die Schifffahrt lebhaft war, bald alle Anſtellung fanden. Nun endlich waren ſie gerettet.

Nettelbeck mußte als Steuermann ein Schiff mit Hanf durch die Nordſee und die Orkaden nach Irwin, in Weſtſchottland, führen, wobei es manche Abenteuer gab, und er, weil der Capitain krank ward, deſſen Dienſte verrichtete. Nachdem ſie hier gelöſcht, und Ballaſt aufgenommen, fuhren ſie nach der franzöſiſchen Inſel Noirmoutiers, luden Seeſalz, und hatten auf der Rückreiſe unangenehme Händel mit den engliſchen Kapern zu beſtehen, die auf franzöſiſche Schiffe lauerten, und unter dem Vorwand, daß die preußiſche Flagge in der Ferne der franzöſiſchen gleich ſehe, auch Nettelbecks Schiff mehrmals viſitirten und darin raubten. Er nennt die damaligen engliſchen Kaper das verlaufenſte und gefährlichſte Geſindel von der Welt, iſt aber auch in ſeinem ganzen Buche nicht gut auf die Engländer zu ſprechen. Bei der letzten Viſitation ward er, weil er als Hitzkopf gegen die Brutalität ſich zu heftig aufgelehnt, dermaßen arg zugerichtet, daß er nicht mehr ſteuern konnte. Das Schiff litt vielfache Havarei, und mußte ohne Maſt in den Nothhafen Medemblyk treiben. Hier war er, als das Schiff wieder bemaſtet war, genöthigt, zurückzubleiben; denn er fühlte ſich zu krank und elend, und nutzte dann die Zeit, um bei einem Kompaßmacher deſſen Kunſt zu erlernen, die ihm nachher von großem Nutzen geworden.

Ein Brief von ſeinem Vater rüttelte ihn aber auf, und machte ihn geſund: er ſolle bedenken, daß er ein Preuße ſei, und ſein Vaterland jetzt in Gefahr, und wenn alle braven Landeskinder für ihren großen König zu ſterben bereit wären, wo es gälte, erwarte er von ſeinem Sohn, daß er nicht länger im Auslande ſich umtreibe, um ſein Leben, Gott weiß für was, in die Schanze zu ſchlagen. Man erwarte, daß Colberg von den Muſſen werde belagert werden; da

ſolle er kommen und ſeiner Eltern Schickſal theilen, mit ihnen leben, oder mit ihnen ſterben. Vor dem blauen Rock brauche er ſich nicht mehr zu fürchten, denn der Feſtungs-Commandant von der Heyden ſei dem Vater gewogen, und habe ihn zu ſeinem Bürger-Adjutanten gemacht. Da nun, wie bekannt, die Einwohner von Colberg von alten Zeiten her durch ihren Bürgereid verpflichtet wären, zur Vertheidigung der Feſtung Leib und Leben, Gut und Blut daran zu ſetzen, werde ſich bald für ihn Gelegenheit zeigen, auch ohne blauen Rock für das Vaterland zu fechten.

Und ſo kam es. Nettelbeck ſchiffte nach Colberg, die Stadt beſtand ihre erſte Belagerung gegen den ruſſiſchen General Palmbach, und Joachim war der Adjutant ſeines Vaters, des Bürger-Adjutanten. Ja, der alte wackere Heyden, dem der flinke, rührige Junge lieb ward, brauchte ihn ſchon ſelbſt als den ſeinen. So lernte er den Feſtungsdienſt, was ihm im ſpätern Alter groß zu Nutz kam. Die Ruſſen, nachdem ſie viel Pulver verſchoſſen, mußten abziehen, und kaum war Colberg frei, ſo hielt auch den Seevogel Nettelbeck nichts mehr auf dem Lande feſt. Ende 1758 war er wieder in Amſterdam und bald in Surinam, wo er unter den Plantagenbeſitzern als alter Bekannter aufgenommen, in Herrlichkeit und Freuden lebte und erſt im December 1759 nach Amſterdam zurückkehrte. Anfang 1760 ging er nach St. Euſtaz, aber auf der Rückfahrt ward ſein Schiff de goede Verwachting von einem engliſchen Kriegsſchiff genommen, weil man franzöſiſches Eigenthum in der Ladung witterte und das Volk nach Portsmouth gebracht. Nettelbeck blieb nichts übrig als auf einem engliſchen Schiffe Dienſte zu nehmen. So kam er nach Danzig, wo ſeine Mutter durch Hülfe des preußiſchen Reſidenten ihn als Unterthan ſeines Königs reclamirte und frei machte.

Kaum ſaß er 5 Wochen zu Haus, ſo kam die zweite denkwürdige Belagerung Colbergs durch die Ruſſen, diesmal zu Waſſer und Lande. „So war auch der Hafen geſperrt, ſagt er, und ich ſaß alſo wieder in der Kaltſchale.“ Er that ſeinen Dienſt wie vor zwei Jahren und es ging diesmal noch wärmer her, bis General Werner mit ſeinen Paar Huſaren die Feſtung, wie durch ein Wunder entſetzte.

Natürlich ſprang Nettelbeck nun ſofort wieder auf ein Schiff. Sicher war es für die preußiſchen Seefahrer dazumal nur, wenn ſie unter der neutralen Danziger Flagge ſegelten. Von aller der Noth,

den Havareien und halben Schiffbrüchen, die er erlitten, ſchweige ich hier, wo wir ſchon von ſo vielen ganzen Schiffbrüchen gehört, und noch hören werden, aber es giebt noch andere Nöthe da, von denen wir auf dem Lande nichts träumen. Zum Exempel ward einmal der Kapitain ſeines Schiffes wie toll, und es war eine ſtille Fahrt, daß ſie, um nur etwas zu thun, ſich damit beſchäftigt hatten die Kajüten neu anzuſtreichen. Das aber war vermuthlich der Grund; die Oelfarbe mußte giftige Dünſte entwickeln. Der Capitain commandirte grabezu, das Schiff in die Klippen hinein zu ſteuern. Die Andern wollten aus Disciplin gehorchen, bis Nettelbeck es auf ſich nahm zu rebelliren, er packte den Capitain und warf ihn zurück. Dadurch ward das Schiff noch im letzten Augenblick gerettet. Hätte der gute Pommer nicht den Muth gehabt, gegen die Disciplin zu handeln, ſo waren ſie Alle verloren, Mann und Maus. Nachher genas der Capitain, und konnte dem muthigen Mann nicht genug danken, daß er ungehorſam geweſen. Neulich laſen wir in den Zeitungen von einem ähnlichen Falle, wo der Capitain eines engliſchen Schiffes daſſelbe auch an die Klippen treiben wollte; die Steuerleute und Matroſen wollten in dumpfem Gehorſam gehorchen, da war kein Pommer Nettelbeck unter ihnen, der erkannte, daß auch das Gehorchen ſein Ziel hat, und die Paſſagiere mußten ſich über den tollen Capitain herwerfen und ihn binden, um ihr Leben zu retten.

Aber jene Geſchichte mit dem tollen Capitain iſt damit noch nicht zu Ende; ſie wird noch weit trauriger. Der Mann ward wie tiefſinnig, er ging treppauf, und treppab und ſang Bußlieder. Er hatte ſonſt nie ein geiſtlich Buch in die Hand genommen, noch geſungen. „Das mag wohl ein Zeichen vor ſeinem Ende ſein," dachte Nettelbeck. Da, als der Capitain die Wacht hatte und der Steuermann ſchlafen durfte, trat jener plötzlich vor Nettelbecks Koje und fragte: Schlaft Ihr? — Kann ichs wohl, wenn Ihr Muſik macht! war die Antwort. Der Capitain bat ihn Augenblicks ſich in die Kleider zu werfen und hinauf zu kommen, denn er wolle gegen den Wind ſteuern. Nettelbeck war flugs auf den Beinen, machte Lärm; aber als er kaum die Stiefeln an hatte, ſchrie der Mann am Ruder aus Leibeskräften. Der Capitain war über Bord geſprungen! Nettelbeck griff nach allem Tauwerk, das er faſſen konnte und warf es aus; aber das Schiff hatte eine „fliegende Fahrt." Hinter dem Kielwaſſer

tauchte etwas in die Höhe, es war der unglückliche Capitain, der zehn Klaftern vom Steuer ſich zum Schwimmen umwarf. Er war ein trefflicher Schwimmer, in Oſtindien war er oft mehr als eine Viertelmeile in einer Strecke geſchwommen; auch hatte er gegen Nettelbeck geäußert: er glaube gar nicht, daß er erſaufen könne. — Sein Schwimmen ſollte ihm nichts mehr helfen! Nettelbeck „holte das Ruder nach der Steuerbordſeite um das Schiff bei dem Wind zu legen" und dadurch möglichſt aufzuhalten. Aber es legte ſich, bei ohnehin ſchon tiefer Ladung ſo übermäßig auf die Seite, daß das Waſſer wie zu einer Schleuſe hineinſtürzte. Hätte das noch wenig Minuten gedauert, ſo wäre das Schiff geſunken. Er mußte das Ruder umlegen, ehe das Schiff den Schwerpunkt verlor.

Ihm brach das Herz. Von Zeit zu Zeit ſahen ſie noch den armen Capitain, wenn die Woge ihn emporhob mit dem Meere kämpfen. Das Schiff vom Winde gejagt, ſchoß wie ein Pfeil durch die Fluthen; es gab kein Mittel mehr ihn zu retten, ſelbſt wenn ſie ihr eigenes Leben Preis geben wollten.

Davon erwuchs Nettelbeck größer Leid ſelbſt als er damals vorausſehen konnte. Ihm, als Steuermann, lag nun die Führung des Schiffes ob. Unter den vielen Verantwortlichkeiten drückte ihn auch die, für den Nachlaß des unglücklichen Capitains einſtehen zu müſſen. Ihr geringer Mundvorrath war in der Kajüte, und Koch und Gehülfe hatten da täglich Zutritt; dort lagen aber auch des Capitains Habſeligkeiten. Nettelbeck wußte, daß er ziemlich viel Geld beſeſſen, auch einen bedeutenden Vorrath von Koſtbarkeiten an Gold und Silber; und wie ſie auch, alle mit einander, alles durchſuchten, davon fand ſich wenig oder nichts. Sie verzeichneten, was ſie gefunden, verſiegelten es, und warfen das Petſchaft ins Meer.

Was half ihm die Vorſicht, was ſein guter Ruf, was, daß er der redlichſte Mann war von der Welt! Es war ein herzbrechender Auftritt, als er mit Sturm und Wellen kämpfend, mit großer Kühnheit im engen Hafen von Pillau einlief, und die Leute am Bollwerk riefen: Wer kann das wagen? Herzbrechend, als ſie das Schiff nun erkannt, und des Capitains Frau mit ihren Kindern rief: Wo iſt mein Mann, wo iſt Karl Chriſtian? — „Krank" lautete die Antwort. Bald ward ein Andrer krank, der ehrliche Nettelbeck ſelbſt. Wohl hatte er der Wittwe das verſiegelte Packet, das Verzeichniß überge-

ben, und in Königsberg mit der gesammten Mannschaft beschworen, wie es mit dem Tode des Capitains und nachher zugegangen, es ward auch keine Anklage wider ihn erhoben, Niemand sagte ihm ins Gesicht: Du hast des Schiffers Christian Sachen unterschlagen! Aber hinter dem Rücken flüsterten sie: es ist da nicht richtig. Joachim Nettelbeck war krank an seinem Ruf, er hatte einen Schatten hinter sich.

Nettelbeck heirathete seine verlobte Braut, die Tochter eines angesehenen Segelmachers in Königsberg, eine Verbindung, die ihm vorher große Aussichten und Pläne eröffnete, aber — der Schatten hinter ihm blieb. Das Schiff, das er so tüchtig geführt, ward einem andern Schiffer übergeben; ihm ward keins mehr anvertraut, der kühne Seefahrer mußte sich genügen lassen, kleine Fahrzeuge in dem spannenlangen Raume zwischen Königsberg, Pillau und Elbing zu führen. „Es war der leidige Gang eines Langohrs in der Mühle!“ Endlich kaufte er, vermuthlich mit dem Gelde des Schwiegervaters, ein tüchtiges großes Seeschiff: Der Postreiter, womit er, unter russischen Pässen, viele einträgliche Fahrten machte. Aber Abenteurerlust kitzelte ihn auch da wieder, der Patriotismus ermuthigte ihn, und er brachte eine Ladung Malz von Wolgast mitten durch die schwedische Flotte, die auf ihn scharf feuerte, über das große Haff nach Stettin. „Das war ein dummer Streich, sagt er bei einer andern Gelegenheit. Ich wills aber nicht leugnen, daß ich dergleichen unüberlegte Stückchen, vor und nach dieser Zeit, wohl mehre auf dem Kerbholz habe. Gelingen sie, so heißt man gleichwohl ein gescheuter Kerl, ob man gleich einen andern Titel verdient hätte.“

Inzwischen ward Friede mit Rußland, und nun machte er mit seinem Postreiter viele glückliche Geschäfte. Seiner Geschicklichkeit gelang es, ein großes russisches Kriegsschiff, das bei Danzig auf den Strand gerathen, flott zu machen, wofür die Russen ihm nicht dankbar genug sein konnten; der General Romanzow, der noch in Colberg commandirte, erwies ihm alle möglichen Gefälligkeiten. Als die Russen Anstalt machten, Preußen zu räumen, trauten die Schiffer dem Frieden noch nicht, und die Commandeure hatten Noth, Fahrzeuge zum Transport ihrer Effecten zu miethen. Nettelbeck, dem kein Meer zu stürmisch ist, vertraut, weil er sich selbst zu helfen weiß, und erhält

einen Transport Stiefeln nach Riga, wofür er ein ungeheures Frachtgeld gewinnt. Die Geſchichte iſt intereſſant, aber zu lang. Auch iſt ein kleiner Roman einverwebt; denn der Officier, der die Stiefeln begleitet, entführt auch eine angeſehene ſchöne Königsberger Dame, die ſich davon nicht abbringen läßt, obgleich ihre Kinder am Ufer nach der Mutter ſchreien, und ſie um himmelswillen bitten, bei ihnen zu bleiben. Dafür, als ſie in Riga ankommen, bleibt Madame auf einem Ballaſthaufen am Strande ſitzen, und erwartete noch immer vergebens ihren Geliebten, als Nettelbeck wieder unter Segel ging. Er hatte ſie dringend gebeten, ſich eines Beſſern zu beſinnen und wieder mit ihm umzukehren, der Mann nehme ſie wohl wieder in Gnaden auf. Sie wollte nicht zurück, nicht bereuen, und Nettelbeck ſagt uns, daß ſie endlich hinterm Zaune geſtorben iſt.

Ein Glück kommt nie allein, wie das Unglück auch. Als er wieder in Pillau iſt, kommt, auch im Sturm, wie er damals, daſſelbe Schiff eingelaufen, von welchem der gute Capitain in's Waſſer ſprang, als Nettelbeck Steuermann war. Der neue Capitain, der ihm vorgezogen ward, iſt auch ein ehrlicher Colberger. Mehre Freunde laſſen ſich zu ihm überſetzen und ſie trinken luſtig mit einander ein Glas Wein. Da lachen ſie den Capitain aus: er habe wohl verſtanden, wie Nettelbeck einſt, im Sturme einzufahren, aber nicht wie der, vorher die Fenſter und Porten zu ſchließen. Sie waren alle entzwei von der Brandung. Ihr ſollt am längſten geſpottet haben, ſagt der Capitain, und läßt auf der Stelle einen Tiſchler holen. Der kommt, und macht, während ſie noch plaudern, die Einſchiebrahmen los. Da ſieht Nettelbeck zufällig, wie der Tiſchler hinter der Verkleidung, wo die Fenſter eingeſchoben geweſen, allerhand Sachen hervorlangt, und mit dem Stiel ſeines Schnitzers immer noch nach mehr angelt. Das Blut ſchießt ihm ins Herz, er ſpringt zu. Da eine Uhr, eine Garnitur ſilberner Schnallen, ein Beutel mit einigen hundert Thalern däniſch, ein Schächtelchen Pretioſen, ſilberne Schlöſſer, allerhand Modeſachen — es ſind alles Schiffer Carl Chriſtians verloren gegangene Sachen. Vermuthlich hatte er ſie hier aus Furcht vor Kaperei verſteckt gehabt. Noch ſelben Tags wurden ſie triumphirend der Wittwe gebracht. Die Geſchichte ward in Königsberg und rundum als ein halbes Wunder betrachtet. Nettelbeck war nun kein Dieb mehr, und der Schatten hinter ihm war abgeſchnitten.

Aber wenn — Einem zu wohl iſt, geht er aufs Eis und bricht ein Bein. Den kleinen Poſtreiter, mit dem er ſo viel verdient, verkaufte Nettelbeck und baute ſich 1763 auf dem Königsberger Stapel ein funkelnagelneues Schiff von 80 Laſten. — Königsberg ward in dem Jahre von entſetzlichen Unglücksfällen heimgeſucht. Ein großer „Hamburger“ Brand zerſtörte den Löbenicht, Sackheim und einen Theil vom Roßgarten. Die armen Flüchtlinge ſtanden immer zu Hunderten zwiſchen dem Flammenmeer und dem angeſchwollenen Pregel und erwarteten Hülfe von den Schiffern, die nicht genug Kähne beſchaffen konnten, um die Armen und ihre Habſeligkeiten dem Flammentode zu entreißen. Nettelbeck trug, ruderte, was ſeine Kräfte vermochten, oft mit Undank belohnt. Er hatte endlich ein Mütterchen mit einem großen Kaſten aufgeladen, und der kleine Kahn, ſchon leck, gerieth in die Strömung, dazu war Sturm. „Mütterchen, rief er, was iſt in dem Kaſten, wir ſinken, wenn wir ihn nicht abwerfen!“ — „Herzens Schifferchen, mein Alles!“ ſchrie ſie und hielt die Hand daran; der Kaſten aber ſtand ſo mit beiden Ecken über Bord, daß er ſchon die Wellen berührte. „Was denn?“ fragte der Schiffer dringend. „Meine Hühner, meine Hühner!“ war die Antwort. Da hielt Nettelbeck es für gerathener, daß die Hühner ertränken, als er und die Frau, ſtieß ihn über Bord und beide wurden gerettet. Eine Fluth von Verwünſchungen, wie er ſie nie gehört, ſtieß dafür das Mütterchen ihrem Lebensretter nach.

Einige Zeit darauf riß ein anderer Orkan alle Schiffe auf dem Pregel los, und packte, drängte, quetſchte ſie an der grünen Brücke zuſammen. Die Maſten ſtürzten, die Bugſpriete knickten wie Rohrſtengel. Da konnte Niemand helfen, der Schaden war unermeßlich; doch gelang es Nettelbeck nachher einen dabei verſunkenen Bording aus der Tiefe herauszuwinden, was ihm viel Ehre brachte.

Um Monate ſpäter, hieß es, da brennt ein holländiſch Schiff lichterloh. Es hatte 120 Laſten Hanf geladen. Nettelbeck flog mit allen ſeinen Zimmerleuten hin. Die Angſt hatte die Leute verwirrt. Sie ſchlugen Löcher in's Verdeck, um Waſſer hinab zu gießen. Der Brand unterm Deck gewann dadurch Zug und war nicht mehr zu dämpfen. Nettelbeck packte den Schiffer am Arm: „Unſinniger Menſch, Ihr arbeitet Euch ins Unglück. Verſenken müßt Ihr das Schiff.“ Keiner wollte ihn hören. Nun ſtieß er ſeinen eignen Zimmermann in

die Schaluppe: „Da, hier, die Planke dicht überm Waſſer, hau' in Gottes Namen ein Loch hinein!" „Das werd' ich wohl bleiben laſſen, ſagte der Zimmermann, ich könnte ſchlimmen Lohn dafür haben." Nettelbeck reißt ihm die Axt aus der Hand und kappt ein hübſches Loch hart überm Waſſerſpiegel. „Herunter, ſchreit er, vom Deck, was nicht verſaufen will." Das Schiff trank, kippte, aber richtete ſich im Sinken wieder plötzlich empor, und ſo, graden Standes, ſank es in die Tiefe 40 Fuß.

Ein dumpfes Murmeln ging durch die Menge. „Das konnte nur der Nettelbeck thun!" Man wich ihm aus. „Sitzt in einer ſchönen Brühe, Herr Schwiegerſohn!" ſagte ſein Schwiegervater. Ja der holländiſche Schiffer, die Correſpondenten, Aſſecuratoren ließen die Advocaten auf ihn los. Man gab ihn verloren. Die Klage ließ gar nichts zu wünſchen. Nun ſollte er ſich vertheidigen; und ſo vertheidigte er ſich:

„Tauſend Augen haben das Feuer geſehen. Jemehr Luftlöcher ſie hinein hieben, ſo heller ſchlugen die lichterlohen Flammen. Eine halbe Viertelſtunde noch, ſo konnte kein Menſch mehr auf dem Schiff es aushalten; Schiff und Ladung mußten preisgegeben werden. Die Gluth verbrannte auch die Taue, mit denen das Schiff am Bollwerk befeſtigt lag. Die flammende Maſſe ward dann ſtromabwärts unter die andern Schiffe getrieben. Der Brander ſteckte ſie alle an. Wer bürgte uns denn, daß der Schiffsbrand nicht auch die Speicher am Bollwerk, und die unzähligen Hanfwagen dort ergriff, und ganz Königsberg darüber in Rauch und Aſche aufging? Das ungeheure drohende Unglück iſt mit einem kleinen, gewiſſen abgekauft. Ich bin des gewiſſen Glaubens, daß ich nicht ſtrafbar handelte, ſondern nur meine Bürgerpflicht that."

Die Admiralität erkannte zur Stunde, daß Nettelbeck vollkommen recht und löblich gehandelt, und durch feierlichen Handſchlag drückte ihm das Collegium ſeine Zufriedenheit und Dankbarkeit aus. Nachher gelang es ihm durch Anwendung ſinnreicher Mittel auch dieſen geſunkenen Holländer wieder aus dem Waſſer in die Höhe zu winden.

Es iſt eine traurige Erfahrung, daß das Rhedereigeſchäft nur dann blühte, wenn Krieg war. Als Nettelbecks ſtolzes Schiff 1764

von Stapel lief, waren die Frachtſätze kaum ein Viertel ſo hoch als zur Zeit des Siebenjährigen und der Seekriege.

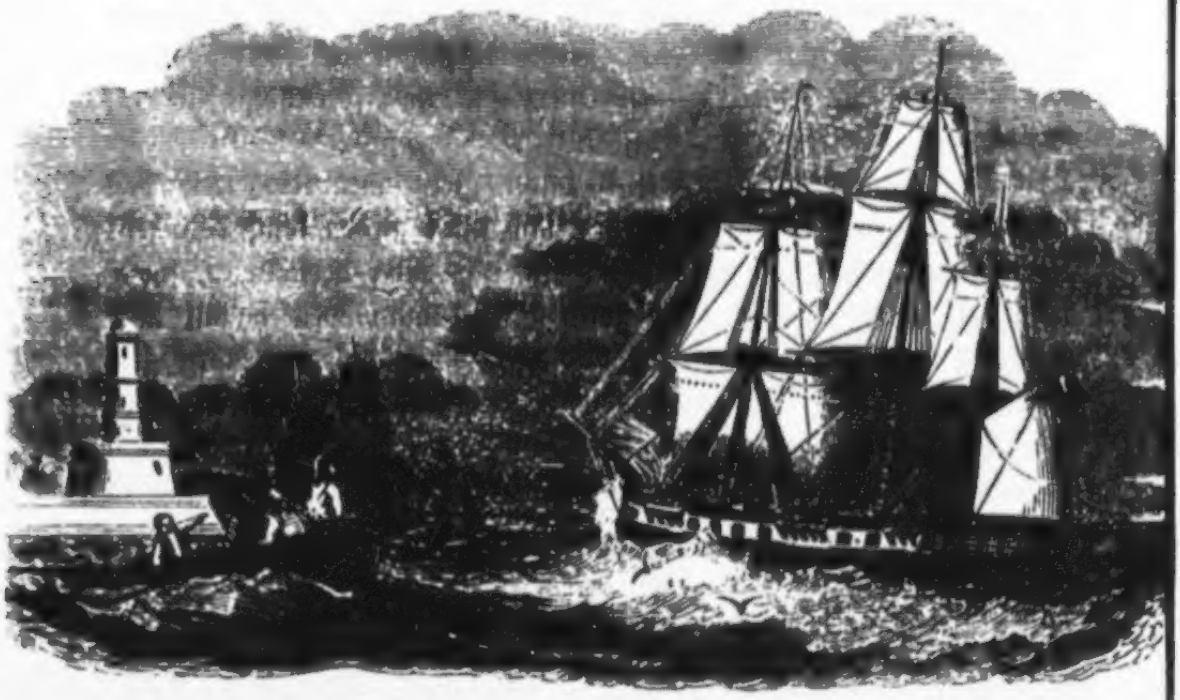
Nettelbeck hat überhaupt keinen Segen mit ſeinem eignen Schiff gehabt. Als er in Ladung war nach Amſterdam, verrenkt er ſein Bein bei einem Sprunge, und muß, da es ſchlimm wird, bei der erſten Fahrt zu Haus bleiben. Sein Steuermann, dem er es anvertraut (weil die Verwandtſchaft ihn empfohlen hat), iſt ein Säufer und Taugenichts. Er betrügt ihn, wo er kann. Die Nachrichten aus den Seehäfen, wo er Havereien anmeldet, Wechſel zieht, und bei den Correſpondenten ungewöhnlich große Summen aufnimmt, werden immer ſchlimmer. Um nicht Alles zu verlieren, muß Nettelbeck, noch halb krank, ihm nach Amſterdam nachreiſen. Der des Todes erſchrockene Steuermann entſchlüpft bei ſeinem Anblick im Gedränge der Börſe, und erſäuft ſich; ſein Schiffsvolk findet er aber ſo verwildert, daß es Meuterei anſtiftet, während er am Lande, den neuen Steuermann beinahe todt ſchlägt, knebelt, und, nachdem es das Schiff beraubt, ſich aus dem Staube macht.

Schon hier war Nettelbecks Verluſt groß; ein größerer ward nur durch ſeine Klugheit abgewendet. Bald aber ſollte er Alles verlieren. An der franzöſiſchen Weſtküſte, von wo er Seeſalz in Rückfracht einnehmen wollte, wagt er ſich mit einem kleinen Kahn auf das Weltmeer. In der ſtürmiſchen Nacht ſchlägt dieſer um, und er und ſeine Gefährten retten ſich nur durch Schwimmen an die felſigte Küſte. Als er ſein Schiff endlich glücklich befrachtet hat, verſchlägt ihn ein Orkan, das Wetter wird ſo furchtbar, wie er es nie erlebt hatte. Sein Maſtbaum bricht, ſein Steuer bricht, gleich einem Klotz treibt das ſchwerbeladene Schiff im Meere hin, und durch ſieben lange Wochen! Keine Hülfe irgendwo; er wird ins ſpaniſche Meer verſchlagen, fürchtet dann ins atlantiſche Meer zu treiben, kommt weit hinauf nach Norden über die Orkaden hinaus und hilft ſich endlich nach Norwegen. Da, als er glaubt, nun iſt an dieſen Klippen Alles verloren, treibt ſein Schiff, wie von unſichtbaren Händen gelenkt, mitten zwiſchen grauſigen, ſteilen Klippenwänden in eine jener tiefen norwegiſchen Buchten, wo die Schiffe ſtilles Waſſer finden und gerettet ſind.

Aber Nettelbeck war ein verlorener Mann. Als er mit Aufwand von 5000 Thalern, die auf das Schiff eingetragen wurden, es in Stand geſetzt und nach Königsberg zurückkehrte, wollte er ſich an

die Verſicherer halten. Da fand ſich, daß ſeine Correſpondenten in Amſterdam ein Schelmenſtück an ihm begangen. Trotz des dreimaligen Auftrags hatten ſie ihn nicht verſichert; wäre er glücklich durchgekommen, hätten ſie eine Polize in Bereitſchaft gehabt und die Prämie ihm angeſchrieben. Jetzt, wo er verunglückt, hieß es, ſie hätten keinen Aſſecurator gefunden. Er prozeſſirte, und verlor. Er legte die Sache in die Hände ſeines Königs, der durch den preußiſchen Geſandten den Prozeß führen ließ. Jetzt gewann er in letzter Inſtanz, aber — der Verklagte hatte inzwiſchen Bankerott gemacht. Nettelbeck erhielt nichts nach dreijährigem Prozeſſiren. Er hatte aber auch nichts; ſeine Gläubiger hatten ihm Schiff und Alles genommen, und er konnte kaum das Hemde ſein nennen, das er auf dem Leibe trug. — In ſeinem dreißigſten Jahre mußte Nettelbeck ſein ſaures Leben von Neuem anfangen!

Da ſchien ihm ein Glücksſtern aufzugehen. König Friedrich der Große ließ ſich 1769 von ſeinem geheimen Finanzrath, dem Franzoſen Delatre, überreden, eine Kriegsflotte zu bauen, nämlich von ſeinem Schiffsholz, aber nicht für Preußen, ſondern für auswärtige Mächte. Er ſollte einen großen Handel mit Fregatten anlegen, und ſie mit Profit verkaufen. Geſagt, gethan. Zu den ſchönen Kriegs-



ſchiffen brauchte man aber Capitaine. Nettelbeck ward vorgeſchlagen als der tüchtigſte Mann dazu, und er erhielt in ſeiner Art das erſte Patent als Königlich Preußiſcher Schiffscapitain. Denn daß einmal zur Zeit des großen Kurfürſten Brandenburg ſchon eine Colonie in Africa und eine Art Marine beſeſſen, daran dachte man damals nicht. In ſeiner ſchönen Uniform, den Säbel an der Seite mit dem Portepee, commandirte er die ſtattliche Fregatte Duc de Bevre mit 40 Kanonen. Aber er kam damit nur von Stettin bis Swinemünde. Geheimerath Delatre hatte auch für nöthig erachtet, dem Könige zu ſeiner Flotte einen Admiral zu empfehlen. Ob ein Admiral nöthig war, kann man bezweifeln; der Mann, den Delatre vorſchlug, war aber mehr als überflüſſig, es war ſein Bruder, ein junger liederlicher Fant, der, von Eitelkeit aufgeblaſen, nur thörichte Befehle gab. Nettelbeck gerieth auf dem Schiff mit ihm aneinander, er legte, „aber nicht ſanft", die Hand an ſeinen Säbel, und forderte ihn auf, zur Stelle mit ihm an's Land zu kommen, „damit ich ſähe, was Vater und Mutter aus ihm gefuttert hatten, wie wir Pommern zu ſagen pflegen." Auf der Stelle ruderten ſie an den Strand, warfen den Rock ab, und zogen blank. Monſieur machte Nettelbeck mit ſeinem Degen „allerlei Figuren und Firlefanz vor der Naſe", bis der mit einem abgepaßten Hiebe von unten herauf „ihm eins quer in den Arm zog und mit der nämlichen Wendung ihm einen Denkzettel hinters Ohr ſchrieb." Mehr verlangte er nicht. Nettelbeck wiſchte ihm mit des Herrchens Schnupftuch das Blut vom Ohr und wickelte es ſäuberlich um die lahme Hand, und machte ihm dann ein Compliment, ſo gut ers ohne Tanzmeiſter gelernt hatte.

Die Folge war, daß Nettelbecks königliches Seecommando ein baldiges und betrübtes Ende hatte. Es ging ihm nun ſchlecht, er zog von Königsberg nach ſeiner Vaterſtadt Colberg, führte kleine Schiffe auf kleinen Fahrten und hielt eine Navigationsſchule, alles eben nur um zu leben. Das hielt der thätige Mann nicht länger aus. Darum nahm er eines Tages Abſchied von den Seinen, und reiſte nach Holland, wo allein noch etwas zu ſchaffen war. In Rotterdam nahm er Dienſte als Steuermann auf einem großen armirten Sklavenhändlerſchiffe und ſegelte damit 1772 nach Guinea.

Wie! wird mancher ſich fragen, der Nettelbeck ein Sklavenhändler?

Wie kommt ein so verrufenes Handwerk mit seinem ehrlichen pommerschen Herzen zusammen? — Nettelbeck selbst ruft das seinen Lesern zu. Darauf antwortet er: daß es damit 1772 anders stand als 1822, wo er sein Leben schrieb. Vor funfzig Jahren stand das Handwerk noch nicht in dem Verrufe, man trieb den Handel, ohne daß man viel über seine Recht- oder Unrechtmäßigkeit grübelte. Auch war er damals gar nicht so grausam wie jetzt. Aber Nettelbeck stimmte aus voller Seele ein, als später die Menschenfreunde im englischen Parlamente ihre Stimme gegen das Gewerbe erhoben.

Seine Fahrt mit Capitain Harmel nach Guinea war nicht ohne kurzweilige und ernste Abenteuer, womit sich mancher Roman ausschmücken ließe. Holland war in Zwist mit Marokko; sie mußten stets auf einen Anfall der Piraten bedacht sein, und der Capitain ließ einmal zur Schlacht trommeln und blasen, wobei es ernst genug herging, Schießen und Stechen, obgleich es nur blinder Lärm war. Die Mannschaft mußte geübt werden, und die Disciplin fand unser Seefahrer damals weit besser bei den Holländern als bei den Engländern, wo in der Mannschaft lauter Aufsässigkeit wäre, und bei den Offizieren lauter Willkürlichkeit.

Auch auf ein Geisterschiff stießen sie. Sie hielten es zuerst für ein Piratenschiff und Alles ward allart. Es hatte alle Segel fest, aber hielt keinen graden Cours. So taumelte es im Winde an ihnen vorüber. Sie, die Holländer, nun drauflos, um ihre Courage zu zeigen. Sie thaten einen blinden Schuß, als Aufforderung, daß das Schiff seine Flagge zeige. Es zeigte sie aber nicht, auch auf drei solcher Grüße. Nun, auf gut Glück, schickte man dem Trotzigen eine scharfe Kugel zu. Auch da zeigte es nicht seine Flagge. Es soll, es muß! rief nun der Capitain. Eine Kugel flog ihm in den Rumpf, daß die Holzsplitter flogen. Dennoch keine Flagge. Das ging über den Begriff. Nun waren sie nur einen Flintenschuß davon; sie riefen mit dem Sprachrohr, aber keine Antwort. Es blieb mäuschenstill; nur ein großer schwarzer Hund richtete sich auf, und fing heiser an zu bellen. Der Wind trieb das stumme Schiff fort, aber ein Matrose glaubte vom Mastkorb aus menschliche Leichname auf dem Deck gesehen zu haben. Was konnte das sein? Das Schiff schien unversehrt. Kein Feind konnte da gehaust haben. Verhungert und verdurstet konnten sie auch nicht sein, denn frisches Fleisch hing umher;

Hühner gackerten im Korbe. Das Schiff mußte erſt vor Kurzem Europa verlaſſen haben.

Nun wurde die Neugier zu groß. Es war mit Gefahr verbunden, aber eine Schaluppe ward ausgeſetzt, Nettelbeck ſprang hinein, und ſie erſtiegen das Schiff. Da war keine Seele darin. Nur der ſchwarze Hund kam ihnen ſchnuppernd entgegen, nur die Hühner lebten. Sie drangen in die Kajüte; da war ſchöner Rothwein, aber kein Menſch. Vielleicht hatten ſich Tückebolde in dem Raum verkrochen; auch dahin ſtieg man, aber es war nicht rathſam, alles ohne Vorſicht zu unterſuchen, und Nettelbeck kehrte auf Harmels Schiff zurück, nachdem er den Unterſteuermann auf dem Geiſterſchiff gelaſſen, um es bis Morgen zu bewachen. Am Morgen, als man in der Nacht Rath gehalten, was zu thun, war das Schiff verſchwunden — ſpurlos verſchwunden mit den etwa ein Dutzend Holländern. Was war aus ihnen geworden? Waren ſie mit dem Geiſterſchiff in den Abgrund verſunken? Der Unterſteuermann, den ſie drin gelaſſen, war nicht der Mann, um ein großes Schiff zu führen, auch fehlten ihm, wie die Kenntniſſe, die Mittel. Er mußte verunglückt ſein.

Erſt lange, lange nachher in Afrika klärte ſich die Sache auf. Dem Steuermann, den der Wind vom Holländer getrennt, war es doch durch Zufall gelungen, einen europäiſchen Hafen zu erreichen. Da war man nicht wenig erſtaunt, das Schiff zu ſehen, denn — ſein Capitain und das Volk waren auf Böten irgendwo angelaufen und hatten declarirt, ihr Schiff ſei leck geworden, geſunken, und ſie hätten ſich mit knapper Noth gerettet; natürlich forderte man die aſſecurirte Summe. Aber es entdeckte ſich nun der Betrug. Der Capitain und ſeine Leute in Gemeinſchaft hatten das Schiff angebohrt, daß es ſinke, aber das herausgebohrte Holz war vom Seewaſſer verquollen und die Löcher hatten ſich von ſelbſt geſtopft. Ebenſo war eine angezündete Schwammleine, welche die Pulvertonne entzünden ſollte, ausgegangen, und das ſchändliche Werk der Böſewichter war vereitelt. Capitain und Leute verſchwanden, als ihr Verbrechen entdeckt war, und ein jeder der Holländer erhielt ſeinen Antheil am Bergelohn; Nettelbeck auch, aber ſein Antheil war ſehr klein geworden, weil er zu ſpät kam. Das ganze Bergelohn betrug, nach holländiſchen Seerechten, ein Drittel des Werthes von Schiff und Ladung. Hätte der ſchwarze Hund nicht gelebt und gebellt, hätte es ſogar zwei Drittel betragen.

Wollte ich alles beſchreiben, was unſerm Nettelbeck an der afrikaniſchen Küſte begegnet, welche Gefahren er beſtanden, welche Abenteuer er erlebt, welche Bekanntſchaften er gemacht, wie er wunderbar hier mit alten Freunden und Bekannten zuſammentraf, ſo brauchte ich grade dazu ſo viel Raum, als dieſer Aufſatz einnimmt, der ſeine ganze Jugendgeſchichte umfaſſen ſoll.

Für einen Bericht, wie damals in Afrika der Negerhandel betrieben ward, wollen wir einen beſondern Platz aufſparen.

Nettelbeck machte recht gute Geſchäfte, und, was das Beſte, er kam, nachdem er ſich mit ſeinem Capitain überworfen, als Befehlshaber auf ein ander Schiff, deſſen Capitain krank geworden. Er machte aber auch, wie überall, gute Bekanntſchaften im Lande ſelbſt. Da war in St. George de la Mina, einem Küſtenfort der Holländer, ein freundlicher Commandant, Peter Wortmann, der unſern Landsmann zuerſt eben ohne ſonderliche Umſtände empfing, nämlich in einem Schlafrock und einer ſchmierigen Nachtmütze, und ihn ganz gemüthlich bat, ihm doch die Briefe ſortiren zu helfen, die er mitgebracht, da ihm das Leſen etwas ſchwer werde. Andern Tags aber empfing er ihn in ſeiner Herrlichkeit als Präſident des Rathes, wo Alles von Gold glänzte, Tiſche und Stühle mit violettem Sammet überzogen, und der Herr Präſident ſelbſt in einer goldgeſtickten holländiſchen Gardeuniform von goldenen Treſſen ſtarrte; vor Allem die gewaltige holländiſche Rathsherrn-Perrücke nicht zu vergeſſen, ein wunderlicher Staat, bei einer Hitze, wo man lieber nichts auf dem Leibe hat. Aber, trotz der Perrücke und dem Staatsrock, eine grundehrliche Haut, was man nennt ein alter deutſcher Degenknopf, und — wirklich war's ein guter ehrlicher Deutſcher. Peter Wortmann war ſeines Zeichens ein Schlächter geweſen, aber in Europa hatte er's nicht mehr ausgehalten, weil ſein Weib ihm untreu geworden. Das Glück blieb ihm dafür treu. Als holländiſcher gemeiner Soldat war er allmählig vorgerückt, und zuletzt nicht nur Commandant des Forts de la Mina geworden, ſondern aller holländiſchen Beſitzungen in dieſer Weltgegend. Der deutſche Metzgergeſelle führte nämlich den Titel: General-Gouverneur der Weſtküſte von Afrika. Er wollte unſern Nettelbeck gar nicht von ſich laſſen, derſelbe mußte ihm beim Frühſtück, bei Tiſch, bei der Pfeife und beim Zubettegehen Neuigkeiten aus Europa erzählen, an denen es an der barbariſchen

Küſte oft Monate lang fehlte, und gewann ihn dafür ſo lieb, daß er ihm alles mögliche Liebe und Gute erwies.

Das Geſchäft ging zuletzt nicht mehr gut, es waren zu viel Schiffe an der Küſte geweſen und hatten allen Vorrath an eingefangenen Negern aufgekauft. Deſto glücklicher war die Ueberfahrt nach Surinam; von 125 Sklaven ſtarben nur 6 unterweges. Aber die andern Aufkäufer hatten die Küſte von Guinea früher verlaſſen, Nettelbecks Schiff, das er jetzt mit dem wieder geneſenen Capitain commandirte, fand daher den Markt in Paramaribo überfüllt, oder vielmehr, wer Sklaven brauchte, hatte ſich ſchon auf den früheren Märkten damit verſehen, und das Schiff mußte an mehre Hafen anfahren, bis es ſeine gute Waare losſchlagen konnte. So dachte man damals, und der ehrliche Nettelbeck auch.

Dafür erwartete unſern Colberger dort in den Plantagen eine eigne Ueberraſchung. Als er vor acht Jahren (1764) in beſſern Umſtänden ſein Haus in Königsberg bewohnte, ließ er von einem ältlichen Manne vor ſeiner Thür Holz ſpalten. Der Mann ſchien ſehr dämlich und ungeſchickt. Nettelbeck fragte ihn, ob er ſonſt nichts verſtände? Mit dem Holzhauen werde er es nicht weit bringen. Der Mann erwiederte: was einmal zum Heller ausgeprägt ſei, werde nimmermehr zum Thaler. Wie ſie ſo weiter ſprachen, erfuhr er, daß der Mann ein Landsmann war, ein Pommer — aus Belgard — daß er Kniffel heiße. Da ſchoß ihm etwas aufs Herz. — Habt Ihr Brüder? fragte er. — Ein Paar hatte ich, ſagte er, die ſind vor langen Jahren in die weite Welt gegangen und verkommen. — Wißt Ihr die Vornamen? Die wußte er. Nun war Nettelbeck ſeiner Sache gewiß. Das waren die reichen Plantagenbeſitzer in Surinam, die Gebrüder Kniffel, die ihn einſt ſo liebreich aufgenommen. Er erkundigte ſich weiter nach dem Manne und erfuhr, daß er ein halber Thor ſei, an ſeiner Frau ſei noch weniger zu rühmen, die Tochter aber, ein 16jährig Mädchen, wär' ein gutartig liebes Geſchöpf, wachſe aber wie ſo ein buttig Ding auf der Straße hin. Es ſchoß ihm nun immer mehr ums Herz, und er ſchrieb nach Surinam an die Gebrüder Kniffel: das habe ich hier gefunden, ſo ſteht es hier, wollt Ihr etwas für Eure arme Verwandte thun? Ehe ein Brief nach Surinam geht, und Antwort kommt, kann leicht Jahr und Tag vergehen, dachte Nettelbeck, und dann iſt es zu ſpät. Er that darum alles, was in ſeinen Kräften,

um die Familie vor Mangel zu ſchützen. Das Mädchen aber ließ er etwas beſſer kleiden und ihr Unterricht geben; ließ es auch ſelbſt nicht an guten Ermahnungen zu einem ehrbar chriſtlichen Wandel mangeln. Das ſchien anzuſchlagen, und das Mädchen wuchs recht hübſch auf, als plötzlich ein Brief der Gebrüder Kniffel ankam, voller Dank und Freude. Das ſei lange ihr Wunſch geweſen, von ihrem todtgeglaubten Bruder etwas zu erfahren, er ſolle in ſeinen übrigen Lebenstagen nicht darben, darum wieſen ſie ihm eine anſtändige Leibrente bei einem Königsberger Hauſe an. Aber ſeine Tochter, ihre Nichte, möchten ſie gar zu gern bei ſich haben, da ſie ohne Blutsfreunde und Erben wären, und wenn er's machen könne, wollten ſie ihm doppelt zu Dank ſein.

Und Nettelbeck machte es denn. Die Eltern, toll vor Freude, willigten gern drein. Die Tochter, ein halbes Kind, aber hübſch herausgewachſen, ließ ſich von Nettelbeck nach Amſterdam ſchicken, von da ward ſie durch die Correſpondenten glücklich nach Surinam ſpedirt. An Dank fehlte es Nettelbeck nicht, auch zahlten die Gebrüder Kniffel anſtändig alle ſeine Auslagen wieder und noch darüber, wie es ſich bei einem guten Commiſſionsgeſchäft verſteht. Seitdem waren lange Jahre vergangen und er hatte nichts aus Surinam gehört.

Nun war Nettelbecks erſte Frage: Was machen denn meine Herrn Gebrüder Kniffel? — Todt — todt ſchon ſeit Jahren. — Aber das junge Frauenzimmer, das vor Jahren hergeſchickt ward? Man meinte, ſie würden's wohl zur Erbin einſetzen? — Lebt, und iſt ihre Erbin. Iſt Mynheer van Roſe's, des Banco-Directors Gemahlin. Sie hat das ganze, ungeheure Kniffelſche Vermögen und noch mehr!

Nettelbeck machte ſich auf den Weg. Ob ſie ihn wohl wieder erkennen würde? Vorauf mußte ſein Negerknabe traben, einen wunderſchönen blauen Papagei, hier eine Seltenheit, auf der Hand, und einen Affen auf dem Kopfe. Die reiche Erbin wohnte in dem, ihm wohlbekannten, Kniffelſchen Hauſe, und vorn wimmelte es von ſchwarzen Sklavinnen. Er ließ ſich melden als ein Kaufmann, der der gnädigen Frau ſeine Raritäten anbieten wollte. — Sie trat aus ihrem Zimmer, er erkannte ſie auf den erſten Blick; aber wo war das Königsberger Gaſſenmädchen geblieben in der großen, ſtattlichen, ge-

bietenden Dame, die so sichern Schrittes auf ihn zu ging? — Aber plötzlich stockte sie: „Mein Gott, es ist unmöglich, — und doch muß ich Sie schon einmal gesehn haben!“ — „Freilich, war seine Antwort, den alten Nettelbeck aus Königsberg werden Sie doch nicht ganz vergessen haben!“

Ein Freudenschrei! Sie fiel ihm mit beiden Armen um den Hals. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen — ihm wars auch nahe dran. Endlich sank sie in seinen Armen vor Rührung ohnmächtig nieder. Die schwarzen Dienerinnen erhoben ein entsetzlich Geschrei. Der Herr Gemahl stürzte herbei und stutzte nicht wenig, seine Gattin in den Armen eines unscheinbaren Fremden zu sehen. Er sprang hinzu, fragte: was das bedeute? — Sie konnte zuerst nicht antworten, Nettelbeck auch nicht. Endlich erholte sie sich, und der holländische Gemahl hatte die Geduld, so lange zu warten. „Das ist ja der ehrliche Nettelbeck aus Königsberg“, kam es nun von ihren Lippen, und da war es gelöst, aber sie war wieder der Ohnmacht nahe, und ihr Mann und Nettelbeck mußten sie in ein Zimmer daneben zum Kanapee führen. Als sie sich erholt, war sie in fieberhafter Bewegung, ihre ganze Seele in Aufruhr, tausend verwirrte Fragen stürzten heraus; sie wollte alles wissen, Nettelbeck sollte alles erzählen, von ihren Eltern, von Königsberg, sein Schicksal. Was hatte er nicht da zu erzählen! Endlich wollte er aufbrechen. Das ward nicht gelitten; er mußte zur Tafel bleiben, auch sein Capitain ward eingeladen. So lange er in Paramaribo lag, mußte er der tägliche Gast der dankbaren Frau sein, und von ihren drei Plantagen versorgte sie täglich das Schiff mit den besten, frischen Lebensmitteln.

Sie kannte nun Nettelbecks Schicksal: aus einem wohlhabenden Mann, einem Königlich Preußischen Seecapitain, war ein armer Mann geworden, der als Steuermann auf einem Kauffahrteischiffe sein Brot erwerben mußte. Er hatte ihr Schicksal einst gemacht — wer erwartet nicht, daß sie nun auch sein Schicksal machen würde. Die Frau von Millionen, hat sie ihm ein Schiff geschenkt? Eine Bagatell für sie. Nein, sie beauftragte den Capitain, die Lebensmittel, welche sie dem Schiff täglich lieferte, zum mittlern Marktpreis zu berechnen, und die Summe auf Nettelbecks Conto gut zu schreiben. Auf diese Weise hatte unser Freund einen kleinen Gewinn von 140 Gulden, etwa 80 Thaler preußisch. Das Königsberger Straßenmädchen war eine

gute Holländerin und Kaufmannsfrau geworden. Der ehrliche Nettelbeck scheint aber ganz zufrieden gewesen zu sein.

Auch von ihren Eltern hatte er der Frau Auskunft geben müssen. Was war da zu sagen! Man müsse dem alten Manne schon dies und jenes zu gut halten, weil er es nicht besser verstände. Er hatte sich auch den Titel „Licent-Rath" gekauft, was er der Tochter wohlweislich verschwiegen. Sie lachte herzlich, als sie es hörte, bis sie hinzusetzte: „Ei warum auch nicht? Laßt doch dem alten Mann seine Puppe!" Später fand Nettelbeck den alten Licent-Rath Kniffel und sein vertrunkenes Weib in gar kläglichen Umständen, sie hatten in ihrer Thorheit alles verthan. Ob Mynheer van Rose's Gattin, die gewaltige Dame von Paramaribo, noch etwas für die unverbesserlichen Eltern gethan, hat er nicht erfahren. Er selbst scheint auch nichts mehr von ihr erfahren zu haben, seit er 1773 wieder in See stach.

Nach Vliessingen zurückgekehrt, verdung er sich auf der englischen Flotte. Es schien ihm schon der Mühe werth, auch einmal den englischen Seedienst zu versuchen. Als Schiffslieutenant fuhr er im März 1774 auf dem Jupiter von 64 Kanonen unter Capitain Kappe zur Escorte von 1500 Seesoldaten nach den englischen Besitzungen von Guinea, von da nach Jamaika und zurück nach Europa. „Meine Lust, mich im englischen Dienst umzusehen, hatte ich mit dieser Reise vollständig und für immer gebüßt. Das war nicht für meinen nüchternen deutschen Sinn gemacht. — Da ist keine Ehre und kein Respect; man hört nichts andres, als Goddam und brutale Reden ohne Zahl." — Es wird wohl jetzt auf der englischen Marine etwas anders sein.

Nun trieb's ihn wieder in die Heimath. Aber er langweilte sich sehr. Mit der Navigationsschule, die er nochmals anlegte, war's doch ein spärlich Ding, und mehre Speculationen schlugen ganz fehl; auch war es alles für ihn zu eng und klein. Am 28. April 1777 rettete er, wie oben erzählt, den Dom in Colberg, in den der Blitz geschlagen, indem er, mit äußerster Lebensgefahr in die Spitze kletterte, wo keiner sich hinwagte, und im erstickenden Dampf und sprühenden Kohlenregen mit einer Spritze das Nest des Feuers löschte. Bewußtlos mußte er hinabgetragen werden und blieb lange daran krank.

Dafür ſchickte ihm König Friedrich der Große eine goldene Denkmünze; ſonſt that man nichts für ihn.

Nach verſchiedenen Seefahrten, die nichts Erkleckliches einbrachten, hatte er das Vertrauen eines Londoner Hauſes gewonnen; die Herren boten ihm an, er ſolle ſich auf eigene Rechnung ein Schiff kaufen, ſie wollten ihm creditiren. Er aber hatte ein Haar darin gefunden, und meinte, der Capitain müſſe nicht zugleich der Rheder ſein. Dafür übernahm er es, für das Londoner Haus einen ſchwierigen Vergleich mit einem angeſehenen Rheder in Stettin zu ſchließen. Dieſer Rheder, Groß, war als ein Krauskopf bekannt, und weder Rettelbeck noch die Londoner Herren hatten großes Vertrauen. Aber die gerade ehrliche Art, mit der der Colberger zu Werke ging, erleichterte die Sache. Der Vergleich kam zu Stande zu aller Zufriedenheit, und ſo ſehr zu [illegible] des Herrn Groß, daß er Rettelbeck die Führung eines neuen großen Schiffes unter vortheilhaften Bedingungen antrug. „Einen Mann von Eurem Schlage hatt' ich mir ſchon längſt für mein beſtes Schiff gewünſcht." Der Colberger hatte manche Bedenken, er war ein Hitzkopf und Groß war ein Hitzkopf; ſie waren ſchon früher an einander gerathen. Mancher widerrieth ihm, ſich nicht mit einem Kaufmann einzulaſſen, dem es Niemand recht mache, andere aber ſagten: Wenn zwei Krausköpfe zuſammen kommen, aber rechtliche Leute ſind, wie Ihr Beide, dann wird ſchon was draus. Und ſo ward es denn. Im Februar 1780 löſchte er ſeine erſte Ladung nach einer ziemlich glücklichen Fahrt in Bordeaux. Es war damals beim amerikaniſchen Kriege unter der neutralen preußiſchen Flagge ungeheures Geld zu verdienen. In den franzöſiſchen Häfen gefiel es ihm auch nicht, die Franzoſen waren gar zu liſtig, ränkeſüchtig und auf den Vortheil aus. Auf einer Fahrt nach Hamburg beſäuft ſich ſein Volk dermaßen, daß er es kaum regieren kann; er muß ſich durch Liſt helfen, und läßt zweien einen Aderlaß geben, daß ſie faſt ſtille Leute werden. Von Hamburg erhielt er eine Fracht nach Liſſabon, und das iſt der Glanzpunkt ſeiner Schifferthätigkeit.

Er hat glücklich im Tajo gelöſcht und will eben zur Mittagstafel beim Correſpondenten ſeines Hauſes, John Bulkeley, gehen, als ihm ein großes Menſchengedränge auf dem Markt begegnet. Alles ſtrömt nach einem aufgeſchlagenen großen Zelte, von deſſen

Spitze, zu seiner großen Verwunderung, die preußische Flagge weht. Neugierig drängt er sich durch, und zu seiner noch größeren Verwunderung sieht er am Eingang ein Paar baumhohe preußische Grenadiere in ihren hohen blanken Spitzmützen Schildwacht stehen. Schon will er die Hand ihnen entgegen strecken und sie grüßen, als er zu rechter Zeit sieht, daß es Wachspuppen sind. Er stand vor einem Wachsfigurencabinet, und als er eintritt ist das erste, was ihm entgegen schaut, — sein alter König Friedrich mit den blitzenden Augen. Das Richterschwert hält er in der Hand; ein Mann mit Weib und Kindern fleht auf den Knieen zu ihm um Gerechtigkeit. Ihm zur Rechten war eine große Wage angebracht, in deren einer Schale eine Bildsäule der Gerechtigkeit thronte, die andere, mit Papieren und Akten angefüllt, war hoch in die Höhe geschnellt. Zur andern Seite stand eine Gruppe preußischer Generale und Justizpersonen, im Hintergrunde aber mit leuchtenden Buchstaben in portugiesisch: Gerechtigkeitspflege des Königs von Preußen. Darunter: Müller Arnold. Ein Ausrufer erzählte die neueste Neuigkeit des Tages, die ganz Europa electrisch durchzuckte, die Geschichte des Müllers und des Königs mit lauter Stimme. „Da hämmerte mir armen Narren, sagt Nettelbeck, das Herz unter'm dritten Knopfloch, daß ich mich vor patriotischer freudiger Wehmuth kaum zu lassen wußte. Es mußte heraus!" Er drängte sich in den innersten Kreis, und rief: „Mein König! Ich bin Preuße!"

Was nun folgt, das klingt fast wie ein Wunder. Der dichte Haufe rund um, wie er die Worte hört, ist wie bezaubert. Alles umringt ihn und sinkt auf die Kniee, und hebt, wie anbetend, die Hände zu ihm auf. Der Eine ruft: „Gloria dem Könige von Preußen!" Andere: „Heil ihm! — Heil für die strenge Gerechtigkeit". Wie schwärmerisch rief dann der ganze Chor: „Leuchtendes Beispiel für alle Regenten der Erde! Heil ihm!"

Nettelbeck drängten die Thränen in einem fort aus dem Auge, er neigte sich ringsumher, er legte die Hand auf's Herz, er dankte stammelnd und suchte nun einen Ausweg. Zwar machten sie willig Platz, aber sie folgten ihm mit anhaltendem Freudengeschrei: „Vivat der gerechte König!" Sein Herz ward ihm zu schwer; er schwankte, konnte nicht weiter und mußte sich erschöpft an eine Straßenecke

lehnen. Stumm, mit erhobenen Händen dankte er dem Volke. Was konnte er weniger thun! Rund um ihn, Kopf an Kopf, drängten sie sich auf den Knieen. Endlich wankte er um die Ecke, aber die ganze Gasse hinter ihm drein: Vivat der König von Preußen! Im Hause des Correspondenten wußte man nicht, was es zu bedeuten, obgleich Alle die Köpfe aus den Fenstern gesteckt. Nettelbeck wußte auch nicht zu antworten, er war zu aufgeregt, aber da das Volk nun auch den Platz vor dem Hause belagerte, mußte er gleich auf den Balkon hinaustreten, und sich ihm zeigen, um es zu beruhigen, und nachdem er mit Hand und Mund gedankt, verlief es sich dann endlich. Solche Ausbrüche von lebhafter Begeisterung sind bei südlichen Völkern nicht ungewöhnlich. In Portugall, wie in vielen andern Ländern kannte man unter den Großen wenig oder nichts von dem Gerechtigkeitsgefühl, welches den großen Friedrich in der Sache des Müller Arnold so handeln und sprechen ließ, als er gethan. Das arme gedrückte Volk konnte also wohl Freudenthränen vergießen und in eine Art wehmüthigen Taumels gerathen, als es einen Preußen sah, einen Bürger des glücklichen Volkes, wo damals solche Gerechtigkeit geübt wurde zu Gunsten der Geringen und Armen gegen die Großen und Mächtigen, was bei ihnen nicht war und nicht für möglich dünkte. Möglich ist auch, wie der Herausgeber von Nettelbecks Leben vermuthet, daß das Volk, was dort eben so unwissend als leichtgläubig ist, ein Wort aufgriff, und in dem kleinen Schiffer Nettelbeck endlich den großen König Friedrich selbst, der klein von Statur war, zu sehen glaubte. Ein Wort, ein Schall, eine allgemeine Dröhnung, und man glaubt bei jenen Völkern von heißem Blut und ohne Schulbildung Alles, auch was absolut unmöglich ist.

Auch die vornehmen Kaufleute mochten dadurch auf ihn aufmerksam geworden sein. Er ward ein Paar Tage darauf auf der Börse zu einem ihm ganz unbekannten Portugiesen zum Mittag eingeladen. Außer ihm noch acht andere Capitaine von allen Nationen. Es ward reich aufgetischt, und die anwesenden Kaufleute tranken den Capitainen nach Leibeskraft zu. Nur Nettelbeck, wie ihm auch zugeredet und er geneckt ward, trank nicht mehr, als er vertragen konnte. „Basta, und keinen Tropfen mehr!“ rief er und stand auf, während die Andern schon unterm Tisch lagen. Es war ein bestialischer Anblick.

Er war auch nicht sehr guten Muthes, als er am Morgen in sei-

nem Schiff ſich die Augen rieb, wie aber war er erſtaunt, als er den geſtrigen Gaſtgeber und alle Kaufleute, die beim Gelag waren, eintreten ſah. Sie ſchüttelten ihm treuherzig die Hand und ſagten: ſie hätten das geſtrige Trinkfeſt mit Abſicht angeſtellt, um ſich unter Neunen den rechten Mann auszuſuchen, dem ſie eine Ladung von hohem Werth anvertrauen könnten. Er ſei es und — mit einem Wort, ihm ward eine der reichſten Frachten, die damals auf Brettern ſchwamm, und die nur einer neutralen Flagge, wie der preußiſchen, anvertraut werden konnte, unter den vortheilhafteſten Bedingungen übergeben. Für ein Frachtgeld von 35,000 Thaler Preußiſch, außer andern Vortheilen verlud er eine Ladung oſtindiſchen Thee nach Amſterdam, die — eine Million werth geweſen ſein ſoll. Ihm perſönlich ward noch vom holländiſchen Conſul auf ſein ehrlich Geſicht ein Päckchen rohe Diamanten anvertraut, die in Amſterdam geſchliffen werden ſollten. Dieſe mußten von ſo hohem Werthe ſein, daß der Conſul ſie ihm eigenhändig in ſeine Hoſen nähte, und ihm aufs Gewiſſen band, keiner Seele etwas davon zu ſagen. Die Angſt darum ließ dem armen Nettelbeck keinen Augenblick Ruhe. Indeſſen brachte er Diamanten, Thee und Schiff nach mancherlei Fährlichkeiten und Abenteuer durch Sturm, Feinde und Eis glücklich nach Amſterdam und erntete Ehre und Vortheil. In allen großen Hafenſtädten, wo die Ladung verſichert war, ward des Schiffes Ankunft als frohes Ereigniß gefeiert, und auch ſein Rheder erwies ſich nachher ſehr anſtändig gegen unſern Nettelbeck.

Er fand bald wieder eine Ladung nach Liſſabon, wo es ihm diesmal aber nicht ſo gut erging als das erſte Mal. Schon daß er, bei beſonders günſtigem Winde, den Weg von Dover nach Liſſabon in vier Tagen zurücklegte, was nie raſcher geſchehen, erregte bei den Portugieſen den Glauben, daß er das nur als Ketzer vermöge ſeiner Verbindung mit dem Fürſten der Finſterniß ermöglicht habe. Er ward vielfach chikanirt, machte aber noch viele Fahrten von da nach Hamburg, Memel und zurück. Bei einer letzten nach der portugieſiſchen Hauptſtadt hatte er Zank mit einem portugieſiſchen Schiff, welches ſich im Hafen mit ſeinem ſcheuerte, und beide litten dadurch Schaden an ihrer Verkleidung, worauf er an ſeinem Schiff nicht viel achtete, wogegen die Rheder des portugieſiſchen ihm einen Prozeß an den Hals warfen, behauptend, er habe den Schaden an ihrem Fahr-

zeug angerichtet. Er ließ den Prozeß hinter ſich zurück, und ſtach mit ſeiner Ladung Seeſalz ins Meer. Kaum aber aus dem Tajo, merkte er, daß das Schiff Waſſer einließ; und immer mehr und immer höher ſtieg es. Alles Pumpen wollte nicht mehr helfen, und der Wind ſtand vom Lande, ſo daß es unmöglich war in den Hafen zurückzuſteuern.

In dieſer Noth lag Alles daran den ſchadhaften Fleck auszufinden. Die Gewäſſer des atlantiſchen Oceans ſind in dieſer Gegend ſo klar und durchſichtig, daß man in einer ziemlichen Tiefe Alles deutlich ſieht. Nach einer genauen Beſichtigung fanden ſie, daß an der Seite des Schiffes, ungefähr 4 bis 5 Fuß tief unter der Oberfläche die Spähne von der äußern Haut abſtanden. Unſtreitig ein trauriges Andenken des Zuſammenſtoßens mit dem portugieſiſchen Schiffe. Hier mußte ſchleuniger Rath geſchafft, ein Pflaſter auf die wunde Stelle gelegt werden.

Dies bereitete denn Nettelbeck auch buchſtäblich. Er zerſchlug eine Citronenkiſte, nahm den biegſamen Boden heraus, zerſchnitt ſeine eigne Steppdecke nach der Größe des Brettes, theerte ſie und den Kiſtenboden von beiden Seiten, heftete Beides mit kleinen Nägeln an einander, und bohrte am Rande 8—10 Löcher, in die er größere Nägel ſteckte, ſorgfältig mit Werg umwunden, damit ſie nicht herausfielen.

Das Pflaſter war nun fertig, wer legt es an? Auf einem Bootsanker ſollte er ſich feſt machen, unter dem Waſſer bis zum Leck hinablaſſen, das Brett auf den zerſtoßenen Fleck paſſen und mit dem an die Hand gebundenen Hammer ſchnell, ehe ihm der Athem verging, feſtklopfen. — Freiwillige vor! hieß es. Niemand regte ſich. — Doppelte Monatsgage! Keiner meldete ſich. — Wir müſſen Alle ohne Barmherzigkeit erſaufen! — Sie ſahen ſich verdutzt an und ſchüttelten den Kopf. „So muß ich wohl ſelbſt der Mann ſein, der für Euch Hundsfötter das Leben in die Schanze ſchlägt!“ Geſagt, gethan, Nettelbeck tauchte; (er war in ſeiner Jugend ein guter Taucher geweſen) das Brett paßte, mit drei Schlägen auf jeden Nagel ſaß es feſt, und die Leute zogen ihn herauf, noch juſt im Augenblick ehe er erſtickte. Es half, der Druck des Meeres ſchlug das Brett feſter und ſie konnten jetzt mit einer Pumpe das Meer halten. Einmal hatte ein Schiffer einen ähnlichen Leck durch eine in die offene Fuge eingeklemmte Flunder geſtopft!

Aber die Nordſee war furchtbar. Als ſie um die gefährliche Spitze von Skaagerak ins Kattegat hineintaſteten, überfiel ſie ein ſchrecklicher Sturm aus Norden. Er blies in ihr eingereffes Fock- und Vormarsſegel dermaßen, daß bald die Fetzen davon in die Lüfte flogen. Das Schiff ließ ſich nicht mehr vor dem Winde ſteuern, es ward unter den Wind gedreht. Das Schiff arbeitete und ſchlenkerte in der brauſenden, kochenden See voll blinder Klippen ſo gewaltig,

daß Alle kaum die Augen aufſchlagen konnten. Ein neues Fockſegel, an die Raa geſchlagen, platzte und peitſchte und ſchlug mit ſeinen Zipfeln um ſich; im nächſten Augenblick war es in Lappen auf und davon. Nettelbeck ſtieg ſelbſt auf den Maſt, um das Segel unter die Raa zu bringen; es war unmöglich.

Wo das Schiff dem Ruder nicht mehr folgen mochte, war alle Kunſt des Steuerns zu Schanden. Mit ſichtlichen Augen wurden ſie in ihren Untergang hinein getrieben. Sie ſtanden nach wenig Augenblicken auf einem Steinfelſen feſt. In furchtbaren Wogen ſtürzte die See über ihr Schiff, ſie ſprützte bis in die Maſtkörbe. Von den gewaltigen Stößen durchlöcherte der Boden und lief voll Waſſer. An ein Abkommen war nicht mehr zu denken. Das war ein ſchrecklicher 11ter Mai des Jahres 1783. Nettelbeck und ſechs Mann hingen am Beſaan, die acht andern am großen Maſt. Es war neun Uhr Abends. Nettelbeck erkannte, die einzig mögliche Rettung war, wenn ſie die Schaluppe in ihre Gewalt bekamen. Drei wackre Kerle kletterten aufs Verdeck hinab, zerhieben die Taue, womit die Schaluppe dort angebunden, und befeſtigten an den Kahn andere längere, welche die Matroſen oben in Händen behielten. Eine Sturzwelle ſchleuderte die Schaluppe über Bord. Mit äußerſter Anſtrengung aber hielten die im Maſt die Taue feſt.

Da brach um eilf Uhr das Schiff in der Mitte auseinander, Fock- und großer Maſt ſtürzten über Bord, letzterer jedoch in ſo glücklicher Richtung, daß er auf das Hintertheil zufiel, und ſo dicht neben den Beſaanmaſt hinſtreifte, daß die an jenem klebenden acht Mann Zeit hatten, ſich zu den ſieben am Beſaanmaſt zu retten. Nun hingen alle vierzehn Mann mit dem Capitain an dieſem letztern. Der Hintertheil des Schiffes, worauf dieſer ſtand, hatte ſich aber durch das Berſten des Schiffes ſo gelöſt, daß es in eine ſtarke Bewegung gerieth und mit jeder Sturzwelle, wechſelsweiſe, bald ſich ſeitwärts weit aufs Waſſer legte, bald wieder in die Höhe hob. Man mag denken, wie übel den Funfzehn auf dem Maſte dabei zu Muthe war. Aber ohne Zaudern zogen ſie die Schaluppe an den Tauen zu ſich heran, kehrten ſie, nicht ohne große Mühe, wieder um, holten ſie mit ihrem Vordertheil ſo in die Höhe, daß ein Theil des Waſſers rauslief, und ſprangen oder ſtiegen dann, Einer nach dem Andern hinein.

Aber die Nordſee war furchtbar. Als ſie um die gefährliche Spitze von Skaagerak ins Kattegat hineintaſteten, überfiel ſie ein ſchrecklicher Sturm aus Norden. Er blies in ihr eingereffteſ Fock- und Vormarsſegel dermaßen, daß bald die Fetzen davon in die Lüfte flogen. Das Schiff ließ ſich nicht mehr vor dem Winde ſteuern, es ward unter den Wind gedreht. Das Schiff arbeitete und ſchlenkerte in der brauſenden, kochenden See voll blinder Klippen ſo gewaltig,

daß Alle kaum die Augen aufſchlagen konnten. Ein neues Fockſegel, an die Raa geſchlagen, platzte und peitſchte und ſchlug mit ſeinen Zipfeln um ſich; im nächſten Augenblick war es in Lappen auf und davon. Nettelbeck ſtieg ſelbſt auf den Maſt, um das Segel unter die Raa zu bringen; es war unmöglich.

Wo das Schiff dem Ruder nicht mehr folgen mochte, war alle Kunſt des Steuerns zu Schanden. Mit ſichtlichen Augen wurden ſie in ihren Untergang hinein getrieben. Sie ſtanden nach wenig Augenblicken auf einem Steinfelſen feſt. In furchtbaren Wogen ſtürzte die See über ihr Schiff, ſie ſprützte bis in die Maſtkörbe. Von den gewaltigen Stößen durchlöcherte der Boden und lief voll Waſſer. An ein Abkommen war nicht mehr zu denken. Das war ein ſchrecklicher 11ter Mai des Jahres 1783. Nettelbeck und ſechs Mann hingen am Beſaan, die acht andern am großen Maſt. Es war neun Uhr Abends. Nettelbeck erkannte, die einzig mögliche Rettung war, wenn ſie die Schaluppe in ihre Gewalt bekamen. Drei wackre Kerle kletterten aufs Verdeck hinab, zerhieben die Taue, womit die Schaluppe dort angebunden, und befeſtigten an den Kahn andere längere, welche die Matroſen oben in Händen behielten. Eine Sturzwelle ſchleuderte die Schaluppe über Bord. Mit äußerſter Anſtrengung aber hielten die im Maſt die Taue feſt.

Da brach um eilf Uhr das Schiff in der Mitte auseinander, Fock- und großer Maſt ſtürzten über Bord, letzterer jedoch in ſo glücklicher Richtung, daß er auf das Hintertheil zufiel, und ſo dicht neben den Beſaanmaſt hinſtreifte, daß die an jenem klebenden acht Mann Zeit hatten, ſich zu den ſieben am Beſaanmaſt zu retten. Nun hingen alle vierzehn Mann mit dem Capitain an dieſem letztern. Der Hintertheil des Schiffes, worauf dieſer ſtand, hatte ſich aber durch das Berſten des Schiffes ſo gelöſt, daß es in eine ſtarke Bewegung gerieth und mit jeder Sturzwelle, wechſelsweiſe, bald ſich ſeitwärts weit aufs Waſſer legte, bald wieder in die Höhe hob. Man mag denken, wie übel den Funfzehn auf dem Maſte dabei zu Muthe war. Aber ohne Zaudern zogen ſie die Schaluppe an den Tauen zu ſich heran, kehrten ſie, nicht ohne große Mühe, wieder um, holten ſie mit ihrem Vordertheil ſo in die Höhe, daß ein Theil des Waſſers rauslief, und ſprangen oder ſtiegen dann, Einer nach dem Andern hinein.

Mittelſt der vier darin angebundenen Ruder gelang es ihnen, aus dem Labyrinth voll brandender Klippen ins offene Waſſer zu treiben. Oft füllten Schlagwellen das Fahrzeug faſt bis zum Sinken und ſie mußten immerfort mit ihren Hüten ſchöpfen. Jeden Augenblick den Tod vor Augen ſehend, waren ſie doch einmüthig, ihre letzten Kräfte zur Abwehr anzuſtrengen, und wurden dann, von Wind und Wellen bis am folgenden Mittag getrieben, endlich um ein Uhr Nachmittags auf der Oſtſpitze der Inſel Anholt, ohnweit des Feuerthurms, unter neuer Lebensgefahr an den Strand geſetzt.

Nettelbecks Erſtes war, ſich in den trockenen Uferſand auf die Kniee zu werfen, und dem Barmherzigen mit heißglühender Seele für die wunderbare Erhaltung ſeines Lebens zu danken. Dann aber kamen trübe Gedanken, die ſein Herz mit ernſter Wehmuth füllten. Mit ſeinem ſchönen Schiffe war es ihm, als wäre ſein liebſter Freund abgeſtorben. Der Steinfelſen, an dem es ſcheiterte, mitten im Fahrwaſſer des Kattegat gelegen, und „der Thronſitz“ genannt, ſollte ihm ewig ſchmerzlich merkwürdig bleiben. Es war das Ende ſeiner Seefahrten.

Beim Feuerinſpector am Feuerthurme fanden die Schiffbrüchigen die gaſtlichſte Aufnahme, und ſchifften von dort aus nach Helſingör, wo Nettelbeck die Mannſchaft eidlich über das Alle betroffene Unglück vernehmen ließ, um die Zahlung der Aſſecuranz zu ſichern. Die Mannſchaft zerſtob, nachdem ſie die Löhnung empfangen, in alle Himmelsgegenden, von wo ſie gekommen, ſonſt nackt und bloß, denn Niemand hatte eine Faſer gerettet. Er ſelbſt mußte ſich neu kleiden. Eine Jüdin wollte für das Hemde, das er kaufte, als ſie von ſeinem Unglück hörte, durchaus keine Bezahlung annehmen; er mußte das Geld ihr aufdringen. Als Paſſagier ging Nettelbeck mit einem Schiffe nach Stettin, um der traurige Bote ſeines Schickſals zu ſein, und um dem Patron über Alles Rede und Antwort zu geben und mit ihm abzurechnen.

Dieſer hatte eigentlich kaum einen Schaden erlitten. Groß, als vorſichtiger Kaufmann, hatte bei jeder neuen Fahrt ſein Schiff durch Nettelbeck verſichern laſſen. Neu, mit vollem Zubehör hatte es 22,000 Thaler gekoſtet, und es war jetzt mit 20,000 aſſecurirt! Anders fiel die Sache für Nettelbeck aus. Sein eigenes eben wieder aufkeimendes

Glück ward durch den Schiffbruch völlig zertrümmert. Allerdings war ſein feſtes Gehalt, welches er bei ſeinem Patron ſtehen laſſen, unverloren, allein ein Schiffscapitain hat auf vollkommen rechtmäßige Weiſe noch ſo mancherlei Gelegenheit zu allerhand Nebenverdienſt, und nicht leicht verläßt er einen Hafen, ohne auf irgend einen kleinen Handel zu ſeinem Privatvortheil ſpeculirt zu haben, um ſo vortheilhafter, als er Frachtgelder und Aſſecuranzprämien daran erſpart. Alle dieſe kleinen Erſparniſſe hatte er immer wieder auf's Neue in Waaren angelegt, und ſo hatte er diesmal den Werth von beinahe 11,000 Gulden an Bord geführt. Alles dies ging mit dem Schiff zu Grunde; er hatte ſich's dieſe Jahre vergeblich ſauer werden laſſen.

Die beſſere Halbſcheid ſeines Lebens lag hinter ihm; ſollte er noch einmal von Neuem anfangen! Man bot ihm die Führung mehrer Schiffe an; er lehnte ſie ab. Er war müde, wer verargt es ihm! Zudem war damals, als auch der amerikaniſche Krieg zu Ende, wenig Ehre und Vortheil mehr bei der Schifffahrt abzuſehen. So gab Joachim Nettelbeck das Seeweſen ganz auf, und ward wieder Bürger von Colberg. Er übernahm eine ruhige bürgerliche Nahrung, die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei ſeines Vaters, und glaubte, nachdem er über zwanzig Jahr ſtill hin gearbeitet, nur mit Bürgern und Landleuten in Verkehr, daß er in derſelben Stille zu ſeinen Vätern hinſchlummern werde, vergeſſen von der Nachwelt, wie tauſende und aber tauſende, die vor ihm mit den Wellen eben ſo tapfer gekämpft hatten, als der Krieg 1806 und 1807 ihn mit einem Male wieder an die Oeffentlichkeit rief, und der faſt 70jährige Greis auf den Wällen des belagerten Colberg an der Seite des großen Gneiſenau ſich einen Namen erwarb, der nicht vergeſſen werden wird, ſo lange es eine preußiſche Geſchichte giebt.

Davon werden wir ein ander Mal reden. Was hier von dem Seefahrer Nettelbeck erzählt iſt, dünkt uns ſo bedeutend und anziehend als irgend etwas, was ein Dichter vom Leben eines einzelnen Mannes, der ein Schiff regierte, erſinnen könnte. Da finden wir die Keime einer Kraft und praktiſchen Tüchtigkeit, die, wenn ſie ausgebildet worden, und von den deutſchen Regierungen die gehörige Unterſtützung gefunden, Deutſchland wieder Seefahrer geliefert hätte, und vielleicht Flotten, die an jene mächtigen Hanſeflotten des Mittel-

alters erinnert, vor denen England und der Norden, Spanien und die Südländer nicht aufkamen und oft zitterten. Jetzt, wo der Verſuch, wenn auch mit keiner deutſchen, doch mit einer preußiſchen Marine gemacht wird, iſt es wohl beſonders an der Zeit, an den erſten Königlich Preußiſchen Schiffs-Capitain, unter Friedrich dem Großen, den kühnen und vielerprüften Seefahrer Joachim Nettelbeck zu erinnern.